



It. o 3396

Geogr.

o

Drei Monate

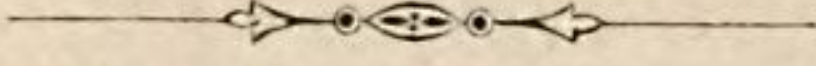
am

LIBANON.

Von

Professor Dr. Oscar Fraas.

~~~~~  
Zweite Auflage.

——  
Stuttgart.

Verlag von Levy & Müller.

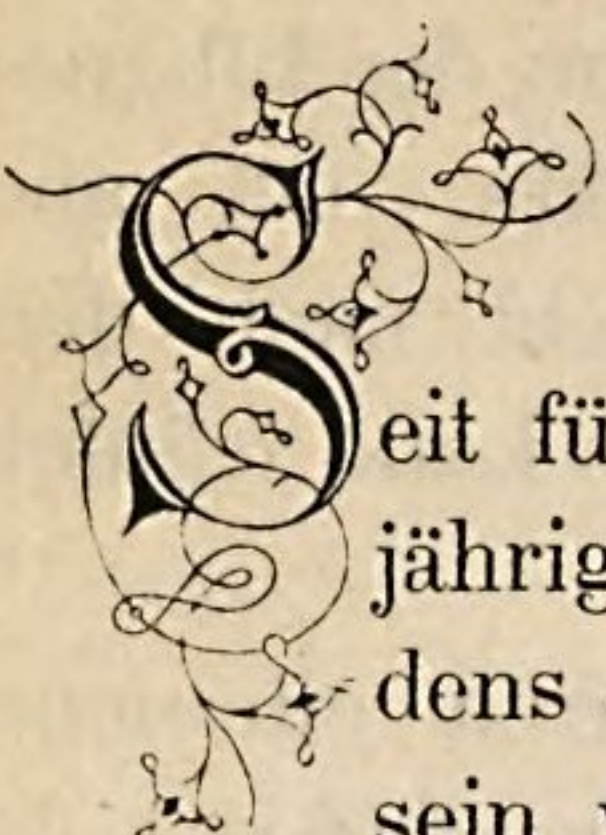
1876.





Druck von Alfred Müller in Stuttgart.





Seit fünfzehn Jahren ist dem Libanon nach mehr als zwanzig-jährigen blutigen Bürgerkriegen eine Zeit ungestörten Friedens angebrochen. In guter Ruhe baut der Libanese wieder sein vielfach verwüstetes Land und mit dem Gefühle der Sicherheit des Eigenthums kehrt ein Vertrauen in die Zukunft ein. Wie lange aber wird es dauern, bis der Wohlstand früherer Zeiten wiederkehrt? Wird es bei der dermaligen Verwüstung des Waldes, bei der zunehmenden Dürre des Sommers sowohl als der Härte des Winters je möglich sein? Augenblicklich wenigstens möchte man fast zweifeln, da durch das Zurückweichen der Preise für Seide und Oel, als der wichtigsten Exportartikel des Landes, dem Wohlstand des Volkes ein harter Stoss versetzt wird. Mit Recht sieht daher jeder Denkende nach neuen Hilfsquellen sich um und liegt einer wohlwollenden und verständigen Regierung Alles daran, namentlich alle Hilfsquellen des Bodens zu erschliessen. Es werden die Erinnerungen an Ibrahim Pascha wieder wach, der seine Libanesen nicht blos zum Sieg wider die Türken führte, sondern auch friedlich beschäftigte in den Kohlen-Minen von Hamána; eine Alexandriner Bergwerks-Gesellschaft schürft im Djezzin nach Eisenerzen und Kohlen, allenthalben fängt man an, aufmerksam zu werden, namentlich auf die schwarzen Schichtenstreifen in den Sandsteinen und erhitzt das moderne Zauberwort »Steinkohle« die Köpfe im Morgenland so gut, als im Abendland. Da nun aber kein Mensch im ganzen Libanon einen Stein kennt, vielmehr jeder schwarze Stein für Kohle, der Schwefelkies für Gold und das braune Eisenerz für Kupfer angesehen wird, so kommt die Regierung vielfach in Verlegenheit. Um hierin etwas klarer zu sehen und sicher zu erfahren, welche Hoffnungen auf nutzbare Minerale im Land zu setzen wären, hat der hochgebildete, mit deutschen Verhältnissen in Folge wiederholten Aufenthalts in Baden-Baden und Wildbad wohl vertraute Gouverneur, Rustem Pascha, den Verfasser dieser Blätter zu einem Besuch im Libanon eingeladen, um eine geologische Untersuchung der Provinz zu machen.



Vor zehn Jahren schon hatte Verfasser die »weissen Berge« geschaut, aber auch nur geschaut aus der Ferne. Er war damals auf der Rückreise begriffen von Arabien her, so dass ihm der Libanon nur den Abschiedsgruss des heiligen Landes zuwinkte. Oft aber sah er ihn in stillen Träumen, die ihn mit Sehnsucht nach dem wunderbaren Berge erfüllten, »von dem der Segen in's Land träufelt, wie der Balsam aus dem Barte Aaron's.«

Zudem hatte sich im Laufe der letzten zehn Jahren ein neues Gebiet der Wissenschaft eröffnet und den Verfasser beschäftigt: das Studium der Urgeschichte. Kaum irgendwo auf der Welt steht nun aber die Urgeschichte der Geschichte näher, als im uralten Culturland der Phönicier. In diesem Land mit seinem reichen Wechsel des Klimas ist nach V. Hehn's Untersuchungen die Heimat der meisten unserer Culturgewächse und mehrerer Hausthiere, der Reichthum an Höhlen und Grotten ladet mehr als andere Bergländer zur Erforschung des Höhlengrundes ein, um auch hier die Bilder alter Troglodyten wieder aufzufrischen, die im Abendland in immer deutlicheren Umrissen vor uns treten.

So winkte dem Verfasser vom Libanon her gewissermassen eine Heimat, nicht blos als das Land Kanaan, die gemeinsame geistige Heimat jedes Abendländers, sondern speciell noch dem Forscher der Urgeschichte als Wiege abendländischer Cultur. Ohne lang mit Fleisch und Blut zu Rath zu gehen, entschloss er sich daher, der freundlichen Einladung des Paschas zu folgen, dem gerade an einem deutschen Professor gelegen war. Wie die Aufgabe gelöst wurde, werden die nachstehenden Blätter lehren.

Entstanden sind dieselben theils an Ort und Stelle während der dreimonatlichen Reise, theils im Laufe des Winters für die Zwecke von öffentlichen Vorträgen in Stuttgart und in Carlsruhe. Die Abschnitte I. II. III. sind als Reisebriefe in den Monaten Juni und Juli in der Kronik des »Schwäbischen Merkurs« erschienen: es sind Plaudereien, denen der Verleger die Ehre anthut, sie noch einmal zu drucken. Nur die freundliche Aufnahme, welche die Reisebriefe vielfach bei den Lesern des »Schwäbischen Merkurs« gefunden haben, ermuthigte dazu.

Den Freunden im Oriente aber mögen die Blätter ein treuer Gruss aus dem Schwabenlande sein.

**Stuttgart,** Neujahr 1876.

**Dr. Oscar Fraas.**



## I. Die Hinreise.

~~~~~  
Triest. Monte Spaccato. Steinbruchindustrie.

Triest, den 9. April 1875. Triest sieht sich viel besser aus der Ferne an, als aus der Nähe. Wohl haben Neubauten der Stadt, wie das Municipalgebäude, das Maximiliansdenkmal, die öffentlichen Plätze Verschönerungen geschaffen, auf welche der Triestiner stolz ist, in Wahrheit und Wirklichkeit aber hat sich nichts geändert, es ist und bleibt Triest so rein kaufmännisch, dass einem Gelehrten ganz unheimlich darin zu Muthe wird. Menschen, die in Triest kein Geschäft machen, werden als verdächtige Personen angesehen und thun am besten, sich auf die Höhe des Karst zu flüchten, um von hier aus der Vogelschau Stadt und Hafen und das weite blaue Meer zu betrachten. Einziger Anblick von Monte Spaccato! 1735 Fuss über dem Meer, auf dem Grath, von dem aus mit einer Wendung des Kopfes all' die Herrlichkeit des Meers und die Härte und Steinwüste des hohen Karst's überschaut wird. Früh 6 Uhr holte mich mein Kollege vom Museo civile, Dr. Sirsky, ein geborner Pole, ab, und wir stiegen in herrlicher Morgenfrische den neuen Općina-weg zu den Steinbrüchen hinan. Einen grossartigeren Betrieb wird man selten sehen, als im Steinbruch des Herrn de Rin und kaum werden Steine so weit hin zum Versandt kommen, als die Triestiner Pflastersteine: wird doch ganz Alexandria gegenwärtig mit diesem Stein gepflastert und aus diesem Stein ebenso die egyptischen Neubauten aus-

geführt, als die Triestiner. Oberhalb der Pflastersteine »Maccigno« liegen die jüngeren Kalksteine der Nummuliten-Etage, welche hier schon wie am ganzen Mittelmeere hin die Herrschaft über alle anderen Formationen errungen hat. In einem Winkel von 45° fällt das graue Gebirge ein, und steigt man schliesslich über diese schiefe Ebene zur Bergeshöhe hinan, von der aus der Karst mit seinen Steinhäufen, Steinalleen und Erdschürfen aus grau in grau gemalt vor uns liegt. Im Hintergrund noch die tiefverschneiten Berge der Alpen, überall noch Winter, gegen Süden und das Meer hin blühende Aprilrosen, saftiges Grün, der anbrechende Frühling. Zum ersten Male in diesem Jahr tritt heute ein Frühlingstag in's Land zum freundlichen Abschied von Europa. Denn um 12 Uhr wird der Anker sich lichten und die Reise nach dem unvermeidlichen Alexandria angetreten. Des Mittags wird noch Miramare besucht, des unglücklichen Maximilians traurig schöne Hinterlassenschaft. Vor zehn Jahren war hier reges, fröhliches Treiben. Die Freiwilligen, die sich hier um ihn scharten, füllten alle Plätze.

**Am Bord des Espero. Reisegefährten. Paxos. Ithaka. Kephalaria. Morea.
Die homerische Welt. Zakynthos. Kreta.**

Einer meiner besten Gedanken war, die Odyssee mitzunehmen und im jonischen Meer unter dem Himmel Homers von der Landung des edeln Laertiaden bei den Phaeaken zu lesen und von der glücklichen Heimkehr des erfindungsreichen Odysseus. Denn trotz unseres gelehrten Stuttgarter Freundes¹ gegentheiliger Ansicht wage ich es nicht, von der allgemeinen Meinung abzuweichen, dass Corfu (griechisch Kerkyra) das homerische Skeria sei, das Land der Phaeaken, wo die edle Königstochter am Ufer den Dulder errettete. Liegt doch heute noch Ponticonisi, ein gewaltiger Felsblock, vor dem Hafen, den die heutige Sage noch für das Schiff des Odysseus anspricht, das Poseidons Zorn in Stein verwandelte. Das alles vertraute mir mein lebenswürdiger

Reisegefährte, der Maler Lytras aus Athen an, der mit Häberlin seine Studien in München gemacht hat und froh war, an mir einen Kabinengenossen gefunden zu haben, der noch einen Sinn hatte für klassische Ideale. Der andere Schlafgenosse ist ein sonst recht anständiger Alexandriner, der 10 Sprachen zu sprechen behauptet, aber von Odysseus noch nicht einmal den Namen gehört hat, auch vom »Hause Homer« nichts weiss.

Bei Paxo ging die Sonne heute wolkenlos auf und leuchtete gerade über den schneebedeckten Pindos auf ein spiegelglattes, tiefblaues Meer, aus dem bald darauf der Kreidefels von Leukadia sich erhob, von dem Sappho² einst aus Verzweiflung in's Meer gesprungen. Die ganze Erzählung vom verzweifelten Ende der griechischen Dichterin erklärte übrigens mein Athener für einen schlechten Witz der attischen Komiker, erfunden zu einer Zeit, da man kein Verständniss mehr hatte für erhabene Dichtung. Cap Dukato heisst die Südspitze am Leukadia, wo einerseits die grünbewachsenen Schichten tief in's Meer sich versenken, andererseits ein senkrechter Steilabfall der rothgelben Kreidefelsen von vielleicht 50 Meter Höhe sichtbar wird.

Noch eine halbe Stunde, so fährt der Dampfer in den Kanal, der Ithaka (jetzt Thiaki) von Kephalaria trennt. Ein gegen 300 Meter hoher Felsrücken mit immer grünen Eichen und Cypressen bewachsen, wird zuerst angefahren, ein zweiter noch höherer Grath erhebt sich unter ihm und in der Einsenkung zwischen beiden ein Dorf freundlicher Häuser, von welchen ein breiter, neuangelegter Weg zur geschützten Meeresbucht herabführt. Zerstreut hinter Oelbäumen und Cypressen, zwischen wohlgepflegten Weinbergen und Kleeäckern liegen hunderte kleiner Steinhütten; höher hinauf am Berge erst wird das Gehänge kahler, nur mit Niederholz bedeckt. Auch eine neue Windmühle entdeckt man am Ufer. Vor zehn Jahren war von all' diesen Neubauten noch keine Spur, kahl wie heute noch die

felsige Phorkysbucht lag das ganze Eiland da ohne Felder und Weinberge: indess ist augenscheinlich der Geist des Aufschwungs auch in die Kephalonien gefahren, »die durch Ithaka wohnen um Neritons rauschende Wälder.« Hat sich Pallas Athene wieder ihres Lieblingslandes angenommen, oder kam Odysseus' Geist ein zürnender her in das Eiland? Ein unsäglicher Friede, eine Ruhe und Stille erfüllt die Luft und die Berge, auf denen Eumaeus, der göttliche Sauhirt, seines Herrn Schweine wartete und am Ziegenhirten Melantheus sich das grausige Schicksal erfüllte. Ithaka ist drei Quadratmeilen gross, Kephalaria oder Samo 16. Bis zu 1200 Meter steigen die schwarzbewaldeten Höhen hinan: der Ainos jetzt Monte Nero, der auch heute noch in tiefen Schnee gehüllt ist — auf seiner Spitze soll einst ein Zeustempel gestanden haben — ward von Homer schon wildgebirgig genannt und zu Römerzeiten ein Verbannungsort. Hatten wir zur Mittagszeit das schneebedeckte Kephalaria zur Rechten, so öffnete sich zur Linken die weite Bucht von Patras, ein blauer, glatter Spiegel, dessen Ostende mit dem gleichfalls noch tief verschneiten Parnass verschwamm.

Wir sind jetzt im Mittelpunkte des jonischen Meeres, vor uns Zakynthos, rechts Kephalaria, hinter uns Ithaka und nun in weitem Bogen hinter den nahen Felseninseln Makri und Oxia die Gebirge des Parnass, die bis an den Golf von Korinth herabhängen und sich hinter den gleichfalls noch schneebedeckten Bergen von Morea verschieben. Wir sind mitten in der homerischen Welt, von der für die ganze Lebensentwicklung der Griechen nicht blos, sondern der gesamten abendländischen Welt der Geist der Kultur ausging, und in der wir heute noch ein unerreichtes Musterwerk erblicken. In den Wäldern Kephalaris, an den Ufern der jonischen Inseln, hat der Dichter seine Naturbilder geholt, deren natürliche Einfachheit heute noch entzückt, dieselben Formen der Berge, dieselben zarten Linien am Horizont, dieselbe unvergleichliche Farbe des Meeres,

die wir heute noch bewundern, begeisterten vor bald 3000 Jahren den Dichter und durchhauchten seine Gesänge mit dem sittlichen Geiste, der die rohe, aus der Anschauung der wilden Felsenschründe entnommene Kraft der Heldencharaktere mildert. Gegen 4 Uhr war Zakynthos in voller Sicht, »Zanto, Zanto il fiore di Levante«, bebautes Flachland, üppig grüne Gehänge, bis zu 1000 Meter hohe bewaldete Berge. Schnee liegt keiner mehr auf Zanto, während auf Kephalaria der Schnee noch die Höhen deckt. Auch hier ein mächtiger Unterschied zwischen jetzt und früher, zerstreut durch's grüne Eiland neue Häuser, am Fuss des Castells rauchen Kalköfen und Fabriken, Dampfer und Segler liegen im Hafen und ein riesiger Steinbau im Fabrikstyl, der unmittelbar hinter dem Hafen liegt, beherrscht die Bai. Auch hier neuer Aufschwung, reges Leben! Nur zu schnelle geht die Sonne unter und vergoldet noch die schneebedeckten Höhen von Morea's Bergen, unter welchen der Pentadaktylos der höchste ist; auf der Bucht von Morea und Nauplia liegen schon die Schatten der Nacht. Nach Mitternacht passirten wir Kap Matapan und Cerigo, wo die drei Meere mit ihren Strömungen und Winden zusammentreffen und Zither spielen. Kithara nannten darum die Alten das Kap.

Bord des Espero im Mittelmeer 13. April 1875. Des Morgens war leicht bewölkter Himmel, der Sonnenaufgang nicht zu beobachten. Im Laufe des Vormittags fuhren wir an Kreta (Kriti, italienisch Candia) vorüber. Von der Westseite gesehen, die zuerst in Sicht kam, zeigen sich nur mässige Höhen mit Grün bewachsen, zwischen welchen schneeweise Bergrutschen und Rinnsale am Steingeröll zu Tage treten, ebenso sind die beiden Inseln Gozzo und Antigozzo, die südwestlich von der Insel liegen. Sobald man aber Kreta von der Südseite in Sicht bekommt, thürmen sich Berge auf Berge und ragen hoch über den Wolkenzug die schneebedeckten Riesenhäupter in die blaue Luft. Das höchste Haupt ist Ida Idaion, noch Jovisberg

genannt, »Monte Giove«, wo der homerische Zeus über den Wolken thront und über die Geschicke der sterblichen Männer entscheidet. Kreta selbst mit seinem geologischen Namen, der auf alle gleichartigen Gebirge übertragen wurde, einst die Insel der Seligen, Homers *ἐκατόμπολις*³ ist 190 Quadratmeilen gross und könnte heute noch, wie einst, das blühendste Eiland sein. Von den über 2000 Meter hohen, auf den Gipfeln mit ewigem Schnee bedeckten Bergen rinnt Jahr aus Jahr ein frisches Bergwasser nieder, Südfrüchte, Trauben, Oliven wachsen an den Bergen, in der Niederung Baumwolle und Tabak, das Klima ist so herrlich, dass Hippokrates schon seine Kranken dorthin schickte. Im Norden zugängliche geschützte Häfen, welche den Handel begünstigen, trotz alledem eine halbverhungerte, durch Krieg und Krankheit decimierte Bevölkerung von nur 20,000 Familien. Schon zu Römerzeiten war sie tief gesunken, dass der Apostel Paulus, dem darob in Kreta keine Kirche gebaut sein wird, einen wohl damals bekannten Vers citirt: *Κρηῖτες ἀεὶ ψεῦσται, κακὰ θηρία, γάστρες ἀργαί*⁴. Heute ist es schlimmer als je: allwöchentlich werden Lebensmittel der Insel zugeführt, dass die Leute nicht verhungern.

Ein Tag in Alexandria. Veränderungen in der Stadt. Das Standbild Mehemet Ali's. Spaziergang nach Mex. Weingärten. Blühende Bananen.

Einen Tag in Egypten, in Alexandria! Lange genug, um die tiefgreifenden Aenderungen zu sehen, welche in zehn Jahren mit dem Lande vor sich gegangen. Der Empfang im Hafen zwar ist immer noch der alte, der förmliche Ueberfall des Schiffes durch ein halb hundert brauner, braunschwarzer bis schwarzer halbnackter Kerls im buntesten Kostüme, die sich dem Fremden als Barkenführer aufdrängen. Um 6 Uhr fahren wir an's Land, ohne Pass und Gepäck, nur mit der Flinte und einem Dutzend Patronen: »Passagiere vom Lloyd, die blos einen Besuch machen in der Stadt.« Unbehindert passieren wir die alte Dogana und die

Wache und sind in dem alten arabischen Stadtviertel mit seinem bunten Gemisch von afrikanischen Farben, Trachten, Gesichtern, Gerüchen und Tönen. Wie das wieder alles zusammenschreit, lärmt, singt, läuft oder mit Gravität einerschreitet! Da sind wieder die galoppirenden Esel, hinter jedem der halbnackte Junge sein »oa, rekla, jemina« schreiend, mit würdevollem Bronzegesicht sitzt auf dem Thier, den schneeweissen Turban um den tadellosen Tarbusch geschlungen, im schwarzseidenen Kaftan, Pantalons und gelben Schuhen die Prachtgestalt eines Arabers, der zur Moschee eilt. Er überreitet fast die langohrigen Ziegen der braunen Milcherin, deren eine Hand das Thier am Ohr führt, in der andern Hand den Blechtopf. »El laban« kreischt sie die Strasse hinauf, hält, wo man ihr winkt und melkt dann das Töpfchen voll. Dazwischen kommt der Wasserträger, er trägt noch immer den Ziegenschlauch, den er aus den Bassins des Esbekieh füllt, um die staubige Strasse zu begiessen. Mittlerweile haben wir um die Ecke der alten Strassen gebogen, vorbei an den offenen Werkstätten, an den Läden der Bäcker, Metzger und Köche, an denen die Stadt sich für den Tag verproviantirt. Siehe, das neue Alexandria beginnt, die Strassen sind gepflastert. Gepflastert sind wirklich nicht bloß der grosse Consulsplatz, sondern sämtliche 20 und 25 Meter breite Strassen, die hinaus zum Kanal und an's Meer führen. Durchbrochen ist das ganze arabische Viertel durch die neue Strasse zum neuen Hafen; wo man hinblickt, überall wird eingerissen, gegraben, gepflastert und neu gebaut. Das Pflaster selbst ist der Sandstein von Triest, der ausgezeichnet harte Macigno. Die Pflastersteine sind 3 Fuss lang, 1 $\frac{1}{2}$ Fuss breit und schliessen schief an das erhabene Trottoir an. Unerhört für Egypten; die Strassen werden auch gekehrt und der Kehricht, wenn auch noch nicht vom Karrenbauern, so doch auf dem Rücken der Fellahs in den bekannten Strohkörben fortgetragen. Mein Staunen wuchs, als ich entlang der Strassen die eisernen Brunnentöcke sah,

die sammt und sonder durch die neue Wasserleitung gespeist werden, wirklich ganz reines, herrliches Süsswasser, das durch Dampf in das Hochreservoir am Castelle getrieben wird. Die feinsten Equipagen, mit Vorliebe von Schimmeln gezogen, rollen über das vortreffliche Pflaster, der Kutscher ist ein rabenschwarzer Mohr mit rothem Tarbusch, in weisse Leinwand gekleidet. Die Stunde kostet 2¹/₂ Francs.

Mitten auf dem prächtigen Esbekiehplatz, der umgeben ist von Nabachbäumen, die freilich heute noch staubig und kahl dastehen, befindet sich in wirklich majestätischer Ruhe das eherne Standbild des Gründers von Egypten, Mehemet Ali's. Hoch zu Pferde, das unter dem kühnen Reiter sich bäumt, ist die Heldengestalt des grossen Arnauten⁵. Auf dem Haupte Tarbusch und Turban, die Rechte hält den vom Janitscharenblut einst triefenden Säbel, das Gesicht blickt nach Europa! So befahl im vorigen Jahre, als die Statue aufgestellt wurde, der Khedive, der dermalige Träger der Dynastie Mehemet Ali's. Die Orthodoxen Egyptens waren wüthend, sie suchten einen Aufstand oder besser gesagt, eine grosse Volksdemonstration in Scene zu setzen, dass der grosse Ahnherr des Königs, gleich allen Gläubigen, sein Gesicht gen Mekka wende. Half alles nichts. Die Aufstellung des in Italien gefertigten Kunstwerks begann und vor der Eröffnung des Denkmals liess der König den Gross-Imam zu sich rufen: »Du bist bei dem Feste anwesend. wo nicht, so wirst du künftig in Oberegypten wohnen!« Was der Vicekönig will, geschieht, erzählten mir meine deutschen Freunde. Es ist wahr, er presst seine Fellahs förmlich aus, schindet und plagt sie bis auf's Blut, aber er schafft doch etwas mit dem Gelde. Andere haben sie auch geschunden und nichts geschaffen!

Mittag machte ich beim »Schwaben-Karl«. Diesen Schild und Namen führt das bescheidene Gasthaus von Karl Setzer aus Stuttgart, in welchem aber die Frau des Hauses eine tadellose Küche führt. Nach Tisch begleitete mich Herr Setzer auf einem Gang durch das Land, hin am Ufer

des Mareotis bis nach dem zwei Stunden entfernten Mex, wo die Eisenbahn eine alte Gräberstadt durchschnitt und die Katakomben bloßlegte, die aber sammt und sonders jüngeren Datums sind, d. h. aus christlicher Zeit stammen. Welch' eine Fülle des Reichthums hat doch dieses Egyptenland in sich! Wir verliessen die Stadt durch das Kabariehthor auf einer Zukunftsstrasse, die 10 Meter tief in den Schutt des ganz alten Alexandriens eingewühlt ist. Im Schutte liegen die Jahrtausende wie geologische Formationen über einander. Die Sohle der gegenwärtigen Strasse ist erst bis in die Zeit der Römer gedungen: eine Granitsäule von $7\frac{1}{2}$ Meter Länge, beim Sturz geborsten, lag da. Wie tief es noch zur Stadt des grossen Macedoniers ist, wer will es ergründen? Uebrigens höre ich, dass sämmtliche Funde an Bildsäulen, Geräthen und Münzen, die beim Eröffnen der Strasse gemacht wurden, dem Museum in Bulaq eingesandt werden. Dass nichts mehr verschleudert wird, wie früher, dafür wird Dr. Brugsch schon Sorge tragen.

Draussen vor dem Thore überraschten mich die neuen Weingärten rechts von der Rennbahn. Die Stöcke sind alle zweijährig, je $1\frac{1}{2}$ Meter von einander entfernt, das ganze, grosse Weinfeld schachbrettförmig getheilt, dass zwischen zwei Reihen Stöcken das Wasser aus den Sakiehen geleitet werden kann, das in neuen, eisernen Schöpfrädern von Maul- eseln geschöpft wird. Um die hochgemauerten Brunnen sind Kammerzen angebracht, die bald den ganzen Brunnen überschatten werden. Die Stöcke sind auf drei bis vier Augen zurückgeschnitten und haben schon fusslange Triebe. Weiterhin sind ältere Anlagen, wo bereits die Trauben gewachsen sind und jeden Tag zum Blühen kommen mögen. Am 15. April die Trauben am Blühen! Kein Wunder, dass in langen Reihen die Esel in die Stadt ziehen, beladen mit Salat, mit Rettichen, Brockelerbsen und den beliebten Sau- bohnen. Der Klee steht schon kniehoch auf dem Acker. Der Thermometer zeigt 32° C. in der Sonne. Hinter den

Weinfeldern zweigen wir gegen einen Kanal ab, hinter welchem 1 Kilometer lang eine hohe Mauer sich hinzieht.

Zwischen Kanal und Mauer stehen Bananen (*Musa*) in Blüthe; am Ende einer mit den grünen gurkenähnlichen Früchten besetzten Rispe hängt die schwere braunrothe Blüthe: Weibchen und Männchen an einem Stiel. Drüben über dem Kanal erhebt sich ein Wald von Dattelpalmen, auf welchem reges Leben herrscht. Es ist gleichfalls die Zeit der Blüthe und klettern die Fellahs an den Bäumen auf und ab. Mit einem an den Leibgurt befestigten Seil umschlingen sie den Baum, setzen die Füße in die Blattnarben am Stamm und klettern mit erstaunlicher Sicherheit an dem 10—15 Meter hohen Stamm in die Krone hinauf. Dort wird von den männlichen Bäumen, an welchen 4—6 Blüthenrispen noch in den Scheiden hängen, 1—2 solcher Scheiden abgehauen. Unten werden die 2 bis 3 Fuss langen Blüthenscheiden gesammelt, die Blüthenbüschel herausgezogen und auf dem Boden ausgebreitet. Der Blüthenstaub hat den feinsten Veilchenduft und entwickelt sich stündlich mehr. Die Rispe bleibt über Nacht liegen; am andern Tag steigt der Fellah auf die weiblichen Bäume mit seiner Blüthenquaste hinauf und schlägt in der Krone den Blüthenstaub aus der Quaste. Mit einer Quaste befruchtet er ein halb Dutzend Früchte tragender Bäume. Wie jetzt die weiblichen Blüthen dreinschauen, war mir nicht möglich zu sehen. Der Dattelhain wechselt wieder mit Kleefeld, das von Feigenbäumen durchwachsen ist, alles im rechten Winkel: Bäume und Feld, jedem Feld eine krächzende Sakieh und ein missmuthiger Esel, der das Wasser schöpfen muss. Wo früher nur ein Schutthügel war und Staub, ist jetzt eine Cactushecke, welche ein Weinfeld umschliesst, oder eine Pflanzung von Feigen und Brunnen an allen Enden und Orten. Brunnen aber und Kultur bedeuten in Egypten ein und dasselbe.

Um 10 Uhr fahren wir wieder an Bord, vom Espero zur Venus, die in 12¹/₂ Stunden nach Port Said fuhr, das vor

10 Jahren eben erst anfang zu existiren, und heute ein Platz ist, der dem Hafen von Alexandria merklichen Abbruch zu thun anfängt.

An Bord der Venus. Sechs Stunden in Port Said. Cementbestattung. Der Leuchthurm. Die Wüste. Jaffa. Die Colonisten. Ankunft daselbst. Empfang.

Den 17. April Abends. War es in Alexandria schon ordentlich warm, so haben wir in Port Said in der Sonne ordentlich heiss: im Schatten 26, in der Sonne am Strand 44° C. Port Said ist seit 10 Jahren geworden, seit eine fünfzöllige gusseiserne Röhre aus dem Wasserthurm von Ismaila an dieses Nordende Egyptens Nilwasser, die erste Lebensbedingung, liefert. Auch hier geht der Weg an's Land durch die Douane, hinter welcher Stadt und Dorf Port Said liegt, die Stadt, d. h. europäische Häuser leichtesten Styls mit riesengrossen Affichen, »Grand Hotel, Grand magazin de Paris, rue Eugenie« u. s. w., das Dorf mit arabischen Holzbaracken und Zelten. Hinter Dorf und Stadt und rechts und links die nackte glühende Wüste, über welcher die Luft zittert. Grösser als Stadt und Dorf zusammen ist ein von einem morschen Bretterzaun umgebener Platz, in welchem die Todten ruhen, welche hier dem Kanal zum Opfer gefallen sind. In reinen Sand kann keine Leiche beerdigt werden, man hat daher über dem Sand Gewölbe aus Backstein und Cement konstruirt, in welchen die Leichen vermauert werden. Ein Raum von 1000 Schritt Länge und 300 Breite ist überdeckt mit Gewölben, abgetheilt in einen christlichen und einen moslemitischen Kirchhof, wo sie friedlich modern nicht nur neben, sondern über einander, denn schon wird auf den letzteren die dritte Etage von Gewölben aufgeführt. Die Cementbestattung ist hier eingeführt wie nirgends. Ganz Port Said ist Cement.

Das wichtigste und höchste Gebäude ist der Leuchthurm. Er misst 105 Pariser Fuss zur Laterne, deren elektrisches Licht auf 10 Meilen gesehen wird. Alle fünf Sekunden

blitzt die Laterne auf, gegenwärtig die wichtigste Laterne des ganzen Mittelmeers. Von selbst versteht sich, dass in Port Said kein anderer Europäer lebt, als wer hier am Kanal angetellt ist oder Geld machen kann. Ein jedes der etwa hundert europäischen Häuser mit ihren vorspringenden Dächern, um Schatten zu bieten, hat seinen Garten, besser sein Gärtchen, in welchem alles wächst, was man pflanzt und — begiesst. »Zweimal im Tage, des Morgens und Abends müssen wir giessen«, erklärte mir der französische Maschinenwärter am Leuchthurm. Sämmtliche öffentliche Gebäude sind mit einem Bleirohr versehen, durch welches in dünnem Lauf das 22° C. warme Nielwasser sich in die Cisternen und Fässer ergiesst, die bei jedem Anwesen angebracht sind. Der Fleiss der Leute hat es denn auch bereits so weit gebracht, dass 3—4 Meter hohe Dattelbäume, Bananen und bis zu 10 Meter hohe Thuja und Tamarix den Gärtchen Schatten gewähren, während der kleine Bodenraum mit dem frischesten Salat, Sellerie, Kraut und Melonen bedeckt ist. Der Platz Lesseps, der Mittelpunkt der europäischen Stadt, ist mit wirklichem Geschmack angelegt. Ein Kiosk steht auf einer 2 Meter hohen Felsengruppe, über welche Wasser rieselt; ein Bassin fasst das Wasser auf, das durch die Hände schwarzer Gärtnerbursche über einen beiläufig einen halben Morgen grossen Platz ausgegossen wird, auf welchen nun eine Pracht von Blumen hingezaubert ist. Ausser den gefüllten scharlachrothen und amaranthrothen Pelargonien und verflatterten dunkeln Rosen keine bekannten Pflanzen! Lauter fleischige dicke Blätter von Echeverien, Mesembrianthemum, Portulak und dgl. Alle aber in einer Pracht von Farben und mit einem Geschmack zusammengestellt, der dem Pariser Gärtner alle Ehre macht.

Ein Schritt aus dem Lessepsplatz hinaus und man steht wieder in der Wüste. Meine alte Liebe zur Wüste liess mich eine Stunde lang am Ufer des Kanals oder richtiger gesagt des Bittersees hinwandeln, in welchen der Kanal als-

bald mündet. Ausser der blitzschnellen Wüsteneidechse, einer Telphuse und den grossen Ameisen wanderte nichts in die Flasche; mit den gebleichten Schädeln der Kameele und Esel, die halbvergraben aus dem Sande ragen, konnte ich mich nicht belasten. Der Rückzug durch den heissen Sand ward dann wieder angetreten und durch Dorf und Stadt der Weg zum Steamer wieder gefunden. Länger als sechs Stunden in Port Said zu leben, ist schon eine Strafe des Himmels, vor der ich gnädig bewahrt wurde.

Bord der Venus 18. April. Mit Sonnenaufgang lag der fahle Strand zwischen Gaza und Jaffa in Sicht, der als erster Anblick vom heiligen Lande nicht gerade freundlich den Pilgersmann anmuthet. Die breite Sanddüne, die mit jedem Jahre wächst und längs der ganzen syrischen Küste immer weiter vorwärts schreitet, theilt der Landschaft eine unendliche Oede mit, dass seit Jahrhunderten sicherlich jeder Abendländer bei dieser Aussicht die erste der Enttäuschungen erfährt, die ihm das gelobte Land in so grosser Menge bereitet. Um zehn Uhr fiel endlich der Anker und begann das grausige Schauspiel der Ausschiffung. Auf der Treppe des Dampfers stehen zwei hilfreiche Araber, der dritte im Boot. Die zwei fassen den unglücklichen Abendländer, hängen ihn in die Luft über das Boot und lassen ihn in dem Augenblick fahren, wenn dessen Boden beim Aufwärtsschwanken die Füsse berührt. Fort geht es dann mit entsetzlichem Geschrei zehn Minuten lang, bergauf und bergab durch die Brandung an's Land. Immer noch geht es durch das kleine Loch von Douane in die enge, holperige, schmutzige Gasse zum heiligen Land hinein, durch das seit einem Jahrtausend der Abendländer hereinzieht. Zum alten Thor geht es wieder hinaus zum arabischen Kirchhof: anstatt aber gegen Osten sich zu wenden auf der grossen, breiten, von Opuntien eingefassten Strasse, die nach Jerusalem führt, gehen wir nordwärts durch die Hecken, wo aus der Ferne schon freundlich neue Häuser winken. Bekannte Töne treffen das Ohr:

»Grüss Gott« und »B'hüt Gott!« und freudig strahlen die Gesichter der Frauen und Mädchen, wenn sie hören, dass ein Landsmann da ist und vollends ein »Schduegerter«. Ich hatte an Friedrich Klenk, Schmid, Grüsse zu bestellen, der eben Sauerkraut ass, weil es Sonntag war und mich dann zu Dr. Sandel führte und zu Paulus.

Die Kolonisten⁶ von Jaffa wohnen neben einander umfriedigt. Es sind gegen 300. Eine Stunde davon liegt die zweite Kolonie Sarona. An letzterem Ort blüht der Feldbau, in Jaffa mehr die Industrie. Den Mittelpunkt der Station bildet Hardeggs »Jerusalemhotel«, das nicht nur jeder Deutsche besucht, der hinauf zieht, sondern Fremde aller Nationen; denn es ist nach allen Seiten ein vortreffliches Hotel mit einer wunderbaren Aussicht auf das brandende Meer. Vor dem Hotel konzentriert sich das bunteste Leben, so oft das Schiff anlangt. Schwäbische und arabische Zunge, Englisch, Französisch und Italienisch, Schwarze, Braune, Blonde, dazwischen das Wiehern der angeschrirten, an den Sonnenbrand längst gewöhnten Thiere, Sackträger und Pferdeknechte, Dragoman und Europäer schreien, klatschen, stossen und schimpfen durcheinander im gegenseitigen Wunsch, den Fremden für sich abzufangen. Das Hauptgebrechen der Kolonie ist gutes Wasser. Das wenige Wasser bezieht der Ort aus gegrabenen Brunnen, aus welchen nach Art der ägyptischen Sakiahs das Maulthier oder der Esel Wasser schöpft. Diesem Umstand ist die grosse Sterblichkeit in erster Linie zuzuschreiben, welche die Kolonie im verflossenen Jahre heimgesucht hat. 60 Särge hat der Zimmermann gefertigt.

Beirut, Hotel Rustem Pascha den 22. April. Montag den 19. April, Abends vier Uhr war endlich die Fahrt von Stuttgart nach Beirut zu Ende. Schneller zu reisen, als wir gereist sind, ist Niemand möglich. Die Reise dauerte 14 Tage 13 Stunden, innerhalb welcher wir die Entfernung von 3931 Kilometer zurückgelegt haben. Der freiwillige und unfrei-

willige Aufenthalt unterwegs betrug fünf Tage acht Stunden. Diese von den 14 Tagen 13 Stunden abgezogen, bleiben neun Tage fünf Stunden für die Reise oder 17,3 Kilometer in der Stunde. So wäre ich denn glücklich einmal im Lande der Phöniken in der alten Berotha, die von den Fichten den Namen hat wie Cypern von den Cypressen, woher der Pinienapfel stammt auf dem Stab des Dionysos und seit ältesten Zeiten der Wein mit Fichtenzapfen versetzt wird. Ein Diener des Pascha erwartete mich in der Barke und entführte mich rasch dem Getümmel des Hafens und der Douane mit einer Karosse in das herrlich gelegene Hotel. Unter der Thür erwartete mich eine Dame, die deutsche Frau eines Angestellten, welche das Hauswesen des Paschas überwacht. Der Pascha war noch in Baabda, wo die Administration des Libanon ist. Beirut Stadt gehört nämlich zu Syrien, der Fluss hinter der Stadt scheidet Syrien und den Libanon. Der Generalgouverneur des Libanon hat seine Wohnung zwar, aber nicht seinen Sitz in Beirut, sein Sitz ist Baabda und Beteddin.



II. Der Aufenthalt im Libanon.

Baabda. Die Truppen. Gerichtsverwaltung. Djéba. Im Hause eines Deutschen. Meteolli's. Zum Nebi Safé. Gewitter. Die Quellen des Awali. Basalte. Bei den Drusen. Die Reisebegleiter. Gastfreundschaft. Diner.

Gestern fuhr ich mit dem Pascha nach Baabda, einer alten aber neu hergerichteten Emirsburg, malerisch auf einer Höhe von 242 Meter über dem Meer gelegen, über einem an den Berg gelehnten Maronitendorf gleichen Namens. Dem Wagen des Pascha reiten zwei Karabiniere voraus, auf dem Bock sitzen der Kutscher und der Mohr, hinter uns folgen zwei Kawassen mit krummen Säbeln und der Dragoman, durch den der Pascha mit seinen Libanesen verkehrt. Unterwegs salutiren sämtliche Militärposten und in Baabda die Hauptwache mit einem Hornisten, einem Tambour und zehn Mann.

Um 4 Uhr hielt der Pascha Revue über die vier Kompagnien Militär, ausnahmslos bildschöne, stattliche Männer, die vortrefflich dressirt sind und mit einem Schlag das singend gegebene Kommando ausführen. Der Soldat trägt tiefblaue, dunkelroth besetzte Kleidung, bequeme Pantalons, nur vom Knie an eng anschliessend und ein griechisches Wamms, die Officiere einen europäischen Rock ohne Kragen. Die Männer, die aus- und eingehen, sind durchweg ein schöner Schlag Menschen. Die Verbeugung und der Gruss: ein Griff nach der Erde zu Paschas Füßen, eine Bewegung der Hand über den Mund zur Stirne wird mit einer natürlichen Grazie und Eleganz ausgeführt, die dem Abenländer fremd

ist. Selbst die Strafe wird vom Gestraften mit wenn auch schmerzlicher Ruhe hingenommen. Die ganze Art orientalischer Verwaltung, die so unendlich verschieden ist von einer württembergischen Schreibstube, bietet einen Einblick in das Leben und Treiben der Araber, das einerseits durch seine Einfachheit und Anspruchslosigkeit sich auszeichnet, aber auch durch Gleichgültigkeit, Trägheit und Rücksichtslosigkeit gegen die übrige Welt.

Djéba am 1. Mai. Wo Djéba liegt, weiss natürlich Niemand in Württemberg, weiss ich selber es doch erst seit wenigen Tagen; und doch ist Djéba der Sitz des Schech Abdallah, des achtzigjährigen Meteollipapstes⁷, der Geleitsbriefe ausstellt bis über Persien hinaus und das Land im Paradies meterweise verkauft an seine Gläubigen. Viel wichtiger als dieser Schech ist mir übrigens Djéba als der Sitz des Herrn Götzlof, eines vortrefflichen Deutschen, des einzigen im Libanon, in dessen Familie ich besseres Wetter abwartete. Es regnet und windet nämlich draussen seit drei Tagen und macht so kalt, dass man mit Behagen sich an das Kamin setzt, um sich zu trocknen und zu wärmen. Die armen Araber kauern am Boden und verstecken ihre nackten Füsse unter den Tuchmantel in der Nähe des offenen, rauchigen Feuers, das in der Stube angezündet wird, um den Seidewürmern warm zu geben, die seit einigen Tagen ausgeschlüpft sind. In der ganzen Gegend um Djéba dreht sich nämlich das ganze Leben um die Seide. Feigen- und Weinpflanzung tritt der Kultur des Maulbeerbaums gegenüber ganz in den Hintergrund, da letzterer das Futter für die Raupen abgibt. Djéba ist reizend gelegen, bereits in einer Höhe von 850 Meter auf einem der Ausläufer des Libanon. Die höchste Höhe heisst Nebi Safé, 1340 Meter über dem Meer, von der aus wir weithin sahen und die ganze Kette von Karmel bis zum See Houleh und Tiberias im Morgenglanz einer Frühlingssonne ausgebreitet lag. Der Djebel Schech aber, oder der grosse Hermon liegt noch in undurchdringlichem Schnee begraben.

Beteddin den 6. Mai. Sommerresidenz des Pascha, 951 Meter über dem Meer. In der Nacht vom 1. bis 2. Mai hatten wir das prachtvolle Schauspiel des letzten Gewitters, das, wie alle Gewitter im Libanon, von Süden kam und mit stundenlangem Blitzen und kurzen Donnerschlägen sich entlud. Dass es das letzte Gewitter ist, behaupten nämlich die Bewohner des Libanon mit aller Bestimmtheit. Es hört jetzt auf zu regnen bis in die ersten Tage des Monats September; seit Jahren war es der 4. September, der dem lechzenden Erdreich wieder Erfrischung bringt: mit solcher Regelmässigkeit kehren die Naturerscheinungen wieder. Am 2. Mai mussten wir zuvor noch die Gewässer der drei Regentage verlaufen lassen, um die Bäche zu passiren, die zu reissenden Wässern angeschwollen; am 3. Mai ging es weiter bei dem herrlichsten Wetter, das man sich nur wünschen mag, hinein in die Felsenklüfte des Niha. Zunächst nahm ich die Quellen des Awali auf, der in der Stärke der Blau⁸ unter einer Felsenplatte hervorbricht, durch das Städtchen Djezzin fliesst und dann über einen Felsenkranz grauer Marmore 50 Meter in die Tiefe stürzt. Ein wunderbarer Felsengewirr, als der Awali mit seinem Sturze anrichtet, habe ich noch nie gesehen, höchstens weiss ich den Handeckfall am Fusse der Grimsel damit zu vergleichen. Der Reitweg führt in langen Schlangenlinien durch den Felsensturz in die Tiefe, unter duftenden Pinien durch Gebüsch von Rhododendron, das alles in voller Blüthe steht. Mannshohe Farrenkräuter, der Acanthus mit seinen purpurrothen Blüthenschäften, die Felsblöcke übersät mit dem rothen und weissen Cyclamen und dann wieder eine Menge Bekannter aus Gärten und Feldern verleihen dieser Gebirgsnatur einen unsäglichen Reiz. Unten im Thale stand ich endlich vor den schwarzen Gebirgsmassen, die ich Tags zuvor schon aus der Ferne in's Auge gefasst hatte. Ich vermuthete Basalte und hatte mich nicht getäuscht, es ist bereits der dritte Basaltpunkt auf die Entfernung von drei Meilen; die bituminösen

Schiefer in Begleitung der Basalte erhöhten noch die Reize des Gebirgs.

Das Ziel des zweiten Tages war Muchtára, ein Drusendorf und zwar das grösste und reichste, das aber seinen Reichtum erst vom Jahre 1860 datiren soll, in welchem dessen Einwohner die Maronitendörfer plünderten. So erzählten mir wenigstens meine maronitischen Begleiter; trotzdem fühlten sie sich bei der Gastfreundschaft des Drusen-Schechs behaglich, bei dem ich bis jetzt das beste Bett und das beste Diner gefunden habe. Drei Stunden von Muchtára liegt Deir el Kamr, das grösste Maronitendorf im Libanon, das in der schon erwähnten unglücklichen Zeit des inneren Krieges von den Drusen und Türken überfallen und geplündert wurde. Glücklicher Weise ist heute von diesem fanatischen Geiste im Libanon nichts mehr zu finden, Drusen und Maroniten leben unter einander, so wie bei uns Katholiken und Protestanten.

Bis jetzt bin ich in der Art gereist, dass ich die Dörfer aufsuchte und von Seiten der Schechs, Mudirs und Kaimakans Gastfreundschaft genoss. So interessant es mir war, auf diese Weise nicht blos Land, sondern auch Leute kennen zu lernen, so geht doch entschieden zu viel Zeit damit verloren und werde ich den zweiten gefährlicheren Theil der Expedition mit dem Zelte machen. Die Expedition besteht aus sechs Mann, davon vier zu Pferde, voraus reitet Seidan, der aber ebenso unverdrossen zu Fusse mich begleitet, als er stolz im Sattel sitzt. Er ist schwer bewaffnet, d. h. Karabiner, Revolver und Schleppsäbel hängen an ihm und drapiren seine zwar etwas fahl gewordene Uniform, rothen Spenser mit schwarzen Tressen, blaue Pluderhose und gelbe Leibbinde, rothen Tarbusch und Koffieh, schwere Reiterstiefel bis zum Knie, unter welchem die Hose gebunden ist. Was er alles in dieser Hose mit sich trägt, ist unglaublich, ausser Brod, Feigen und anderen essbaren Dingen stecken Tabak, Feuerzeug, Cigarrettenpapier, Messer, Tücher, Lappen, Wischer

darin und verschwinden, wenn er mit mir geht, Hammer, Steine, Feldflasche in der Tiefe. Ob er gleich nur arabisch redet, verständigen wir uns doch recht ordentlich.

Hinter Seidan reite für gewöhnlich ich auf meinem Schimmel, einem ganz vortrefflichen, kleinen aber starken Pferdchen. Hinter mir reitet der Garde du Corps des Pascha, Elias Eddi. Er ist einer der vier Officiere, die abwechselnd die Wache haben im Vorzimmer des Pascha und ist zugleich der Dragoman, durch den ich mit der Bevölkerung verkehre. Elias ist gereist, d. h. er war vor zwölf Jahren in Paris, wohin er drei Pferde für Napoleon brachte, die er auf dem Tuilleriesplatz dem Kaiser vorreiten durfte. Mit Stolz redet er noch von dieser Stunde, da er seine Reiterkünste vor dem Hof und einer grossen Volksmenge entfalten durfte. Er ist ein lustiger Kamerad, der es ebenso versteht, mich mit Würde und Anstand den Schechs und Kaimakans vorzustellen, als er auch seinen Uz treibt mit den Neugierigen.

Wenn wir in einem Orte Halt machen, so ist der erste stets, der eintritt, der Priester, dann kommen die Verwandten und Bekannten des Hauses und füllt sich die Stube. Jeder will nun wissen, was ich bei ihnen will, warum ich gerade ihnen die Ehre des Besuches schenke u. s. w. Elias sagt nun den Einen, ich sei ein grosser Kundiger, der bei ihnen nach Kohle, Eisen, Kupfer und Gold forsche, den Andern schwindelt er vor, ich sei ein preussischer General. Folgen dann die schliesslich ermüdenden Höflichkeitsformeln, z. B. »Gesegnet der Tag, an dem du mein Haus betrittst, meinem Haus erweist der Pascha die grosse Gnade, dass er es für sein Haus ansieht und du in seinem Namen zu mir kommst. Es ist jetzt dein Haus, schalte darin, wie du willst, wir wollen dir dienen u. s. w.« Der Drusenschech Mahomet Nakel von Dakun meinte sogar, was die Rose unter den Blumen, sei ich in seinem Hause. Was Elias dann antwortete, weiss ich natürlich nicht, weiss nur, dass er in langer wohlgesetzter Rede auseinandersetzt, wie entzückt ich sei über den Empfang

und wie ich dem Pascha erzählen werde, was ich Gutes alles unter seinem Dache genossen habe.

Das Erste ist stets ein parfümiertes Zuckerwasser, nach zehn Minuten kommen gezuckerte Orangen und andere eingemachte Früchte (grüne Mandeln sind entschieden das Beste) und ein Gläschen Schnaps, d. h. irgend ein mit Anis oder Münze versetzter Weingeist, aber nach zehn Minuten kommt Kaffee und die Cigarrette oder der Tschibuk. So oft ich nun etwas annehme und mein »katachérak« sage, winken mir die Anwesenden mit der üblichen Handbewegung vom Herzen zur Stirne zu und murmeln ihr: »Allah segne dir, was du trinkest und issest.« Folgt dann eine lange Stunde, bis draussen die Tafel gedeckt wird, während der ich meine Einträge mache in die Karte oder Notizen schreibe über die Erlebnisse des Tages. Zwischen hinein werde ich durch Fragen unterbrochen, ob ich mich wohl fühle, ob ich nicht wieder Kaffee wünsche, ob ich doch zufrieden sei. »Tayib kebir!« antworte ich mit freundlicher Herablassung.

Endlich ist servirt. Die Besucher verlassen das Haus, ich setze mich mit Elias und Hossinger zu Tisch und der Kavallerist servirt: 1) Reissuppe, in bessern Häusern Nudelsuppe. Ist sie mit Huhn gekocht, so schmeckt sie vortrefflich, leider aber ist sie häufiger mit Hammelfett gekocht — unaussprechlich! 2) saure Bohnen, d. h. die jungen Kerne der Saubohnen, sehr gut; 3) Reisknödel in junges Weinlaub gewickelt und in Butter gebraten, dazu sauren Rahm, sehr gut; 4) ein gebratenes Huhn, das nicht tranchirt wird, sondern zerrissen; 5) in der Nähe des Meeres kommt stets der Fisch, im Gebirge Schafffleisch, nie fehlt dabei der Peterlingsalat, von dem mir eine Gabelspitze voll genügt, während der Araber einen Teller voll isst. Statt Peterling kommt auch abgesottener Majoran oder Thymian mit Essig und Oel; 6) Süsse Speise: gewöhnlich stark gezuckerter, mit Rosenwasser versetzter Reisbrei oder eine Art Straubezen, d. h. in Hammelfett gebackener Zuckertaig; 7) Dessert, getrocknete

Weintrauben, Mandeln, Feigen in der Niederung, Orangen im Gebirge. Djibes, d. h. dick eingekochter Traubensaft oder Honig. Dies ein feineres arabisches Mahl bei einem Kaimakan oder Mudir (Oberamtmanu oder Oberamtsrichter). Das Brod ist im ganzen Libanon bei Hoch und Niedrig das gleiche Brod, »Flädle« nennen es wir zu Hause, das in jeder Familie jeden Tag frisch gebacken wird und gar nicht schlecht schmeckt. Mittag wird nicht gemacht, sondern einfach wo man hält und essen will, in das nächste beste Haus gegangen, in welchem die Brodfladen, Milch, Oliven und Feigen geholt werden. An Wein fehlt es nur selten, nur ist es gewöhnlich süsser Wein, der gekocht wurde, dass er hält. Sämmtlicher Wein wird nämlich nur in grossen Steinkrügen aufbewahrt. Keller und Fässer gibt es nicht. Der nicht gekochte Wein dagegen ist ganz vortrefflich, nur so fürchterlich stark, dass er pur nicht getrunken werden kann.

Der vierte Berittene der Expedition sitzt auf dem Maulthier, es ist mein biederer Bürgermeister und Heiligenpfleger von Hossingen. Er ist ein guter Beobachter des arabischen Feldbaues, Pflügens u. s. w. und sammelt ganz gut. Er sitzt auf dem Thier mit der Flinte und dem Büchsenranzen, wundert sich über die schlechte Jagd; ausser Ziegen, Schafen, Rindern, Pferden, Eseln und Hunden sahen wir noch keine Vierfüssler. Vögel hat er schon geschossen und die Schnapsflasche füllt sich täglich mehr mit Eidechsen, Fröschen, Schlangen und Käfern.

Hinter dem Bürgermeister kommt das zweite Maulthier mit der Bagage, vom Muckér getrieben. Das Thier hat entschieden das schwerste Leben, denn es muss die gesammelten Steine schleppen. Der Muckér aber macht sich oft darüber Gedanken, welch' eine schwere Wissenschaft die Geognosie ist. Der sechste Mann ist Machmud, der Infanterist in Uniform, aber nicht bewaffnet. Er ist in Wahrheit der Läufer, dem man hinten und vorn ruft. Seine Aufgabe ist, mir das Pferd zu halten, wenn ich absteige und Seitentouren mache,

wohin das Pferd nicht folgen kann. Dies geschieht zum öfteren des Tags, obgleich das arabische Pferd auf Wegen geht oder besser gesagt klettert, dass es mir oft graust. Felsenabstürze von 2—300 Meter fast senkrecht abgetrennt, an deren Rand der schwindelnde Weg sich hinzieht.

Unter dem Zelt. Die Wasserleitung von Beirut. Zu den Quellen des Hundsflusses. Prähistorische Höhlenwohnungen. Der Weinbau im Libanon. Behandlung der Reben. Noahwein.

Hamána. Unter dem Zelt den 14. Mai. Heute ist das grosse Wasserfest in Beirut, das heisst das Fest der Einweihung der Wasserleitung, welche der Stadt vom Nahr el Kelb her nunmehr das Trink- und Nutzwasser bringt. Aus Nah und Fern sind Gäste geladen, der Valy von Damaskus, Abdelkader, der, obgleich ergraut, noch recht schmuck zu Pferde sitzt, die sämtlichen Gesandtschaften, die Mudire und Kaimakane, Alles, was in Beirut Beine hat, wird heute zum Hochreservoir über der Stadt hinauswallen, um die Musikbanden zu hören und die Uebergabe des Wasserwerks an den Pascha der Stadt mitanzusehen und das »Allah Nasroh« mitzurufen, das aus der Ferne klingt wie ein »Hoch«, denn das »Allah Nasr« wird halb verschluckt, um das »oh« recht kräftig zu dehnen und zu brüllen.

Ich zog es vor, um meine Zeit zu sparen und nicht unnöthig in dem schon recht heiss gewordenen Beirut herum zu liegen, nach zweitägiger Rast meine Expedition fortzusetzen, zunächst zu dem Spender des Wassers für Beirut, zum alten Lykos, dem jetzigen Hundsfluss. Die arabische Uebersetzung ist schlecht genug, denn die Alten dachten bei dem oft vorkommenden Namen doch wohl mehr an den reissenden Wolf als an den Hund. Ein reissender Gebirgsstrom ist er nun schon, der die Schneewasser des Sannin in raschem Lauf dem Meere zuführt und doch ist das Gefälle nicht stark genug, um das Wasser in freiem Lauf nach dem 14 Kilometer entfernten Beirut zu liefern. Es

bedarf vielmehr eines Maschinenhauses am Meer, in welchem Turbinen eine Kraft von 80 Pferdekraften herstellen, mittelst welcher der Nahr sich selber wie Münchhausen an seinem Zopf in die alte Stadt hinaufzieht. Englische Ingenieure haben zu diesem Zweck ein Gefäll von 90 Fuss durch Graben eines Tunnels hergestellt, und wird das Wasser auf die Höhe von 320 Fuss über dem Meer in das Hochreservoir geleitet, von wo aus es selbst in die höchsten Häuser des terrassenförmig aufgebauten Beirut bereits durch alle Strassen geleitet ist. Um 2 Piaster = 36 Pfennig täglich erhält ein Haus ein Brunnenrohr und es soll die Gesellschaft wie man hört ganz gute Geschäfte machen. Vor zehn Jahren hatte unser Freund Max Eyth hier die ersten Nivellements gemacht.

Welche Schwierigkeiten vor Ausführung der Arbeit in den Kanzleien zu Konstantinopel und Damascus zu beseitigen waren, ist kaum glaublich, und doch durfte keine Brunnengemeinschaft gelöst werden wie anderswo. Die erbittertsten Gegner des Wasserwerks waren schliesslich noch die Mönche von Mar Elias, die, mit ihren übertriebenen Anforderungen auf Grundentschädigung abgewiesen, dadurch sich rächten, dass sie auf die Arbeiter am Kanal von der beherrschenden Höhe ihres Klosters Felsklötze herabspringen liessen. Das Gouvernement musste zum Schutz der Kanalbauten Soldaten an den Fuss des Klosterbergs legen. »Die Mönche sind der Fluch unseres Landes«, seufzt Hoch und Niedrig im Libanon. Statt ihre Zahl einzuschränken, hiess die Regierung nach Austreibung der Jesuiten aus Deutschland diese schwarze Schaar im Libanon willkommen.

Doch zurück zum Wasser des Nahr el Kelb! 4^{1/2} Kilometer oberhalb des Maschinenhauses ist ein Wehr im Strome errichtet und wird in einem offenen gemauerten Kanal von 6 engl. Fuss Breite und Tiefe das Wasser dem Meere auf kürzestem Wege zugeführt. Im Kanal fliesst das Triebwasser für die Turbinen wie das Trinkwasser, das in drei grossen Filtern mittelst Dünensandes geklärt wird. Die Nähe des Ge-

birges macht, dass das Wasser doch nicht mehr als 14° Wärme misst und die Stadt Beirut über das neue Wasser jubelt, was man an jedem Brunnenstock der Stadt sehen kann, der stets von Alt und Jung belagert ist. Die englische Kompagnie erhielt unbegreiflicher Weise die Concession nicht, das Wasser aus dem 3 Kilometer oberhalb des Wehrs gelegenen Quellarm des Lykos zu holen; die Quelle gehört einem der Klöster, auch sind der Klostermühlen im Thale eine grosse Anzahl, so dass Dank diesen edlen Priestern eine Stadt von nahezu der Grösse Stuttgarts ihr Trinkwasser dem Fluss und nicht der Quelle entnimmt.

Die Quelle selbst hat ungefähr die Stärke der Blauquelle, kommt aber aus keinem Topf, sondern bricht tosend unter einer gewaltigen Felsbank hervor, über der sich im Lauf der Zeit durch Herabstürzen von Blöcken eine natürliche Grotte gewölbt hat. Ueber dieser erhebt sich ein steiles Berggehänge mit Felsblöcken übersät, zwischen welchen die kultivirten Maulbeer-, Feigen- und Oelbäume und die wildwachsenden syrischen Eichen und Wachholdercypressen üppig gedeihen. Die Oeffnung im Felsen, aus welcher der Fluss hervorbricht, ist zu niedrig, um etwa auf einem Nachen in den Berg zu fahren, ähnlich wie in der Karlshöhle bei Zwiefalten, aber der unermüdliche englische Ingenieur Clayton, der die Ausführung der Arbeiten am Wasserwerk leitete, fand 500 Schritte oberhalb im Thal in einer andern trockenen Grotte offenbar einen alten Wasserlauf des Flusses, auf welchem man zu dem dermaligen unterirdischen Wasserlauf gelangt. Derselbe hat nun diesen Wasserlauf auf 1200 Meter im Berge verfolgt und eine Höhlenpracht dort aufgefunden, die mit den berühmtesten bekannten Höhlen wetteifert. Dass alle hervorragenden Tropfsteingebilde, alle die unterirdischen Seen und Wasserfälle ihre Namen bekommen haben, versteht sich von selbst.

Mehr noch als dieser unterirdische Strom freute mich die offene Grotte, 10 Meter höher als die beiden Wassergrotten gelegen, der man vorne schon die alte Höhlen-

wohnung ansieht. Der schwedische Reisende Hedenborg erwähnte schon vor mehr als 40 Jahren der darin liegenden Knochenbreccien und Topfscherben und der Herzog von Luynes mit L. Lartet machte vor 10 Jahren hier eine Ausgrabung, welche die Grotte den südfranzösischen Grotten würdig zur Seite stellt. Nach halbstündiger Arbeit lagen schon über ein Dutzend wohl geformter Feuersteinmesser vor mir, so schön sie nur der Hohlefels oder die Schussenquelle in Schwaben lieferte. Schade nur, dass die Knochen, die als Küchenabfälle mit Brandkohle und Asche vermischt sind, durch Kalksinter so fest mit dem Boden verkittet sind, dass beim Graben alles zu Splitter zerbricht. Die Vergleichung zu Hause erst wird an einigen halbwegs erhaltenen Stücken zeigen, welcher Art die Thiere waren, die wohl noch vor den phönikischen Zeiten den Ureinwohnern des wilden Landes des Lebens Nahrung und Nothdurft gewährten.

Kerak Nöe, 20. Mai 1875. Der Weinbau im Libanon. Ich schreibe diese Mittheilung mitten im Weinland des Libanon, in Erinnerung an den kommenden Urbanstag⁹, ich schreibe diese Worte im Zelt, das neben den Weingärten von Kerak Nöe aufgeschlagen ist, unfern vom Grabe Noahs, der hier wie bei uns der Vater des Weinbaues heisst. Wenn ich vom Grabe Noah's rede, will ich damit nicht sagen, dass Vater Noah wirklich hier liege, um so weniger, als das gemauerte Grab, das seine irdischen Reste umschliessen soll, 30 Meter lang ist, bei einer Breite von 1,20 Meter. Mit grünem Tuch behangen, steht das Grab in einer Moschee und sieht eher allem andern gleich, nur keinem Grab. Die 30 Meter sollen gleich 30 türkischen Pick sein, gleich den 30 Ellen, welche die Arche hoch war; daher die wunderliche Vorstellung von der Körpergrösse Noahs. Meine maronitischen Begleiter meinten zwar, eine solche Länge des Körpers wäre ein Ding der Unmöglichkeit und sei muselmännischer Schwindel, denn in Wirklichkeit sei Noah nur 3¹/₂ Meter hoch gewesen. Ueber meine Ansicht, Noah werde

doch wohl nicht grösser gewesen sein, als wir andere Menschenkinder, schüttelten sie ungläubig den Kopf: was für »heilige Bücher« das sind, auf welche sie sich beriefen, weiss ich nun freilich nicht, wollte auch keinen dogmatischen Streit über Noah's Körperlänge hervorrufen.

Seit ich aber den Wein von Sachlé, Kerak und dem Bekáa (das Tiefland zwischen Libanon und Antilibanon) gekostet, ist mir begreiflich, warum Vater Noah von der frommen Sage gerade hieher verlegt wird. In dieser Gegend ist wohl die Wiege des Weinbaues, die Heimath des Weinstocks zu suchen, der wild an den Waldbäumen, mit Vorliebe den Eichen, hinaufklettert, so dass man aus der Ferne nicht recht weiss, was für einen Baum man vor sich hat, der die Gestalt eines Eichbaumes hat, aber die Blätter des Weinstocks trägt. Solche Bäume, die man überall im Hochgebirge trifft, meine ich nun nicht, wenn ich vom Weinbau rede: das ist die freie Natur, die an dem nie beschnittenen, am Stamm bis zu Schenkeldicke erreichenden Weinstock eine Menge der süssesten Beeren erzeugt, die sich wer da will, heisst er Mensch, Fuchs oder Vogel, holt.

Man glaube ja nicht, dass der Weinbau im Libanon so roh betrieben werde, als z. B. es in Jaffa der Fall ist oder selbst in Italien. Vielmehr wird mit grosser Sorgfalt überall gebaut und sicherlich beruht auch die Erziehung des Stockes auf Jahrtausende alter Erfahrung. Hier auf der Ostseite des Gebirges, von der ich zunächst rede, und welche ich für die urälteste Art der Erziehung des Weinstockes halte, ist überall reine Schenkelerziehung, d. h. es werden die armsdicken Schenkel von $1\frac{1}{2}$ Meter oder 5 Fuss Länge einfach auf den Boden gelegt. Bei der genannten Länge lässt man den Schenkel sich gabeln und die Ruthen gleichfalls zur Länge von $1\frac{1}{2}$ Meter oder etwas länger (6 Fuss) wachsen. Am Ende der Ruthe lässt man in der Regel fünf Traghölzer stehen, die auf drei Augen zurückgeschnitten sind. Jedes Tragholz ist an seinem Grunde,

d. h. da, wo es auf der Ruthe aufsitzt, mit einem Fingerbreiten Streifen von Petrol beschmiert.

Das Petrol ist natürliches, d. h. ungereinigtes Petrol aus den Quellen von Hasbeya, sieht wie Wagenschmiere aus und findet im ganzen Libanon, wo nur Wein gebaut wird, seine Anwendung. Es hat mich diese ganz allgemeine Behandlung sehr interessirt, und ich suchte mir namentlich darüber Aufklärung zu verschaffen, ob dieselbe eine erst neuerdings, etwa in Folge der gleichfalls im Libanon aufgetretenen Traubenkrankheit, eingeführte Behandlung wäre, so wie z. B. in Europa das Schwefeln der Stöcke aufkam. Dem ist aber nicht so: vielmehr ist das Anschmieren der Traghölzer mit dem Petrol von Hasbeya eine so alte Gewohnheit und so ganz allgemein, dass man dieselbe für gleichartig mit dem Weinbau erklären muss. Ich bin überzeugt, dass die Philologen in alten Schriftstellern etwas über diese Gewohnheit finden werden. Die Antwort der Weingärtner auf meine Frage, warum sie schmieren? war einfach: es muss sein, sonst kommen die Würmer, die den Winter im alten Holz zubringen, am Stock herauf und fressen die jungen Triebe ab. Das Nähere hierüber, was für Würmer sie mit dem Petrolring abhalten u. dgl., konnte ich nicht herausbringen. Jedenfalls lobe ich mir meine Libanesen, dass sie nur den Weinstock, nicht aber ihre Weine schmieren.

Die Länge der Schenkel und der Ruthen bringt es mit sich, dass die einzelnen Stöcke 3 Meter weit von einander entfernt stehen, somit auf einem Platz von 9 Quadratmeter nie mehr als 2 Stöcke stehen, oder 19 Stöcke auf 1 Ar. So lange man pflügt, denn kein Feld wird gehackt, sondern alles mit dem einfachen Häufelpflug und den kleinen Ochsen geackert, werden die Stöcke auf die Seite gelegt und mit Steinen beschwert, nach dem Pflügen werden die Stöcke wieder in's Feld gelegt, je der andere Stock nach einer Seite. Eben gegenwärtig, ehe der Weinstock in's Blühen kommt, wird gepfählt, d. h. es werden einfache Gabelhölzer von

Feigenbäumen, Eichen oder Oelbäumen von Armslänge krumm oder gerade, je gablicher desto besser, unter die Traghölzer gesteckt, dass die Trauben nicht ganz auf den Boden zu liegen kommen. Verbrochen wird später sorgfältig, d. h. die Triebe, die keine Trauben tragen, weggebrochen und dem Vieh gefüttert.

Eben gegenwärtig, da die Blätter noch jung sind, werden sie allgemein mit Reis verspeist: diese Reisspatzen, mit Weinlaub umwickelt und in Butter gedämpft, ist zur Zeit das Lieblingsessen im Libanon, das in der That gar nicht übel schmeckt. Die seither besprochene Behandlung des Weinstocks ist die allgemeine auf der Ostseite und in den meisten Orten der Westseite. Sobald der Weinbau auf felsigem Gebirge stattfindet, das steil aufsteigt, schmiegt sich die Erziehung des Stockes an die Felsenterrassen an. Die Terrassen sind in einer Breite von etwas über 1 Meter angelegt, dass der Ochse mit dem Pflug passirt; 2—3 Fuss hohe aufrechtgestellte Felsenreihen, man kann nicht sagen Felsenmauern, trennen eine Terrasse von der andern; die Stöcke sind nun hart an die Felsen gelegt in der Entfernung, so weit der Mann spannt, dazwischen aber sind je 1—2 Einlagen gemacht, so dass längs der Felsmauer eine zusammenhängende Rabatte von Rebstöcken steht. Der Schenkel ist nun aber nicht höher als 30—40 Centimeter, oder besser gesagt, so hoch als die Steine, welche die Weinbergterrassen einfassen. Jeder Schenkel hat 2—3 Ruthen. Diese sind ganz kurz geschnitten und die Traghölzer auf drei Augen abgenommen. Auch hier jedes Holz sorgfältig mit Petrol von Hasbeya beschmiert. Pfähle werden hier nicht verwendet, die Felsen dienen an ihrer Stelle, den Stock zu halten, die neuen Triebe und Trauben liegen dann auf dem warmen, weissen Kalkstein, wo sie früher noch reifen als bei den auf die Erde gelegten Stöcken.

Die Höhe, in welcher Noah's Grab liegt, beträgt 1100 Meter über dem Meere, die von Djessin, wo der Ter-

rassenbau statt hat, ca. 1000 Meter. Unter diese Höhe geht der Weinbau nicht herab. Tiefer sind nur vereinzelte Anlagen zu treffen oder Kammerzenbau wie z. B. in Beirut, Seida, Haifa und Jaffa, wo unsere Landsleute bauen. Der Libanese bleibt mit seinem Weinbau durchschnittlich in der Höhe von ca. 1200 Meter über dem Meere, 1600 ist der höchste Punkt, da ich den Wein traf. In der genannten Region ist der Bau des Weines so allgemein, dass in Wirklichkeit gar nichts anderes mehr daneben gebaut wird, als vielleicht etwas Gerste, die bis zu 2000 Meter hinaufreicht. Reif ist der Wein im Juli. Ende dieses Monats und Anfangs August ist die Weinlese, d. h. werden die Trauben abgeschnitten, nach Hause getragen und auf die flachen, heissen Dächer gelegt, auf welchen sie nun zu schmoren anfangen. Nach 8—10 Tagen haben die Beeren bis zu $\frac{1}{3}$ ihres Saftes verloren und werden nun diejenigen Trauben, welche nicht zu Zibeben vollständig getrocknet werden — es ist schauerlich zu sagen — einfach mit den Händen zerquetscht über einer grossen Blechwanne oder einer thönerenen Riesenschüssel, die etwa 1 Hektoliter hält. Nach kurzer Zeit (man vergesse nicht, dass die Weinlese gerade in die allerheisseste Zeit des Monats August fällt) haben sich die Trester geworfen. Sind sie oben aufgestiegen, so werden sie mit der Hand weggefischt, etwas ausgepresst und dann zur Bereitung des »Mastige« verwendet, d. h. gebrannt, wie wir auch den Weingeist brennen.

Der Saft in den Blechwannen oder der Schüssel wird nun, und leider ist das der viel allgemeinere Brauch, auf das Feuer gebracht und gekocht, nicht lange, aber doch zum Kochen gebracht und der »Hello« ist fertig. So heisst der süsse Wein, der mit Wasser das Jahr über getrunken wird, und dem süssen Maul der Araber mehr zusagt, als der Wein im Sinne eines guten Deutschen. Letzterer heisst »Murr«. Seine Bereitung von der Wanne aus, in welche die Beeren gequetscht werden, ist einfach: nachdem die stürmische Gährung vorüber ist,

kommt er in grosse, steinerne Krüge, aus denen er einmal abgelassen, resp. umgeschüttelt wird. Aeltere Weine als einjährige trifft man nur bei grossen Weinbauern, d. h. in den Klöstern. Dieser Wein ist nun aber das vortrefflichste, was man sich denken mag, — das Bouquet betreffend. Meist tiefroth von Farbe, während der weisse oder vielmehr goldene Wein, *vino d'oro*¹⁰, zur Sippe der Süssweine gehört und etwa einem Ruster Ausbruch verglichen werden kann. Ein Hauptfehler des Weins darf aber nicht verschwiegen werden, in den Augen der Schwaben wohl der allergrösste Fehler — man kann diesen Wein vor Stärke gar nicht trinken. Ein Kelchglas rein getrunken durchströmt schon den Körper mit einer Glut, und trotz dem bekannten Studentenlied ist man genöthigt, den Wein mit Wasser zu versetzen. Glücklicherweise ist das Wasser im Gebirge allenthalben das herrlichste, reinste Gebirgswasser von 8—12° C. und nicht jene Flüssigkeit, »darin ersäufet sind gar sündhaft Vieh und Menschenkind.«

Zu Fässern und Kellern hat man es im Libanon noch nicht gebracht, obgleich es an dem vortrefflichsten Eichenholz nicht fehlt und obgleich die besten Felsenkeller überall ohne Schwierigkeit sich anlegen liessen. Wo ich Gelegenheit habe, die europäische Art der Weinbereitung zu empfehlen, geschieht es meinerseits und wird wohl von der einen oder anderen Seite in diesem Herbst schon mein Rath befolgt werden. Nach meiner Ueberzeugung kann ein solches Unternehmen nur vom besten Erfolg begleitet sein: kauft man doch im August 50 Kilo der süssesten, vortrefflichsten Trauben in Beirut um 15 Frs., im Gebirge selbst um 10—12 Frs. Für ein Liter »Noahwein« zahlt man 3 Piaster = 54 Pf., für den jeder Kenner gerne 4—5 *M.* zahlen würde. Am Urbanstag kommenden Jahres hoffe ich eine solche Flasche meinen Landsleuten vorsetzen zu können; für heuer reicht es leider nicht.

Von Baalbek zu den Cedern. Grösse und Alter der Bäume. Der Boden, auf dem sie wachsen.

Unter den Cedern. 24. Mai. Ganz abgesehen von dem Rufe der Heiligkeit, in den die Cedern des Libanon gekommen sind, abgesehen von dem uralten Ruhm dieser Bäume, den schon die Sänger des alten Bundes schufen, macht der Cedernhain bei Bscharreh einen ganz gewaltigen Eindruck, namentlich zur jetzigen Jahreszeit, wo derselbe eigentlich aus den riesigen Schneemassen, welche das Gebirge decken, als eine schwarze Insel hervortritt.

Vorgestern verliess ich mit meiner Expedition die alte Sonnenstadt Baalbek, wo ich in den Ruinen des Jupiter-tempels die Zelte hatte aufschlagen lassen. Baalbek ist heute noch eine Sonnenstadt, denn wir hatten 30° C. im Schatten. Nach einem vierstündigen Ritt durch die Ebene des Bekâa zum rothen Kloster fing das Steigen an und erreichten wir Ainata über dem Alpensee Yamuneh mit Sonnenuntergang. Trotz der 1485 Meter über dem Meer war es zwar frisch, aber nicht kalt und wir brachen um 4 Uhr früh auf, um den in tiefem Schnee begrabenen Pass el Adib, der zu den Cedern führt, zu übersteigen.

Die Bewohner von Ainata sind Bscharrioten, das Dörflein ist den Winter über verlassen und seit vierzehn Tagen erst bezogen, um die Schafherden zur Waide zu bringen und auf dem Flachfeld Gerste zu bauen. Seit vierzehn Tagen erst ist der Pass überhaupt offen und meine Caravane eine der ersten, welche es wagte, ihn zu überschreiten. Es war aber ein schwer Stück, nicht wegen der 900 Meter, die zu übersteigen waren, sondern wegen des dreistündigen Marsches im schmelzenden Schnee, in welchen die Maulthiere Schritt für Schritt einsanken, die Pferde litten weniger Noth. Ohne Hülfe der Bewohner Ainata's, welche an den schwierigen Stellen die Maulthiere abluden und das Gepäck schleppten, wäre es nicht möglich gewesen. Um 7 Uhr schon waren wir auf der Höhe, wo der Thermometer 6° zeigte und der

letzte Blick des Abschieds auf das reiche Bekâa und die Berge von Damask geworfen wurde. Der Blick vor mich hin zeigte in der Ferne das Meer mit der ganzen phönicischen Küste von Tripoli bis Dschebail, in der Nähe die schluchtenreiche Provinz von Bscharreh und in nächster Nähe ein grosses Schneefeld, aus dem inselartig graue Felsmassen auftauchen und schliesslich ein schwarzer Fleck zu unsern Füßen sichtbar wurde, der, je tiefer wir abwärts stiegen, um so grösser ward und gegen 10 Uhr Vormittags sich in den heiligen Hain der Cedern aufgelöst hat. Menschen und Thiere waren geschunden und ich liess die Zelte unter einer dreitausendjährigen Ceder aufschlagen.

Trotz der Höhe von 1930 Meter und trotz des ringsum schmelzenden Schneefeldes fiel der Thermometer in der Nacht nicht unter 8° C., während eine gleichmässige, behagliche Tagestemperatur von 20° C. den Aufenthalt hier oben zum angenehmsten macht, den ich nur ungern wieder mit der heissen Ebene am Meere vertausche. Den gestrigen Abend habe ich zu einer genauen Aufnahme des Cedernhaines benützt und den heutigen Sonntagmorgen darin verträumt.

Es steht der ganze Cedernwald auf Felsenschutt, dem Rest einer alten Moräne, die sich vom Fuss des Makmel in das Thal von Bscharreh hinabzog. Der Untergrund ist nicht etwa ein mit einem Schichtennamen zu bezeichnender Theil des Kreidegebirgs, als vielmehr eine von dem Gipfel des hohen Makmel herabgestürzte und an dessen Fuss von dem alten Gletscher gesammelte und weiter geschobene Schuttmasse, die in aneinander gebetteten Hügelreihen in der schmalen Thalebene liegt. Es ist hier derselbe Typus von Moränenlandschaft zu sehen, wie in Oberschwaben oder der Schweiz. Kleine, in die Länge gezogene Hügel, die neben und hinter einander sich reihen, je durch ein Thal getrennt, in welchem kein Wasserlauf sich befindet, sondern die Regen- und Schneewasser stehen bleiben, bis sie versinken oder verdunsten. Dort, wie hier am Libanon, hat man, von der

Höhe herab gesehen, Maulwurfshügel vor sich, die ohne scheinbare Regel da und dort entstanden sind, so wie auf alten Landkarten des vorigen Jahrhunderts die Gebirge gezeichnet wurden. In der Hauptrichtung des Bscharrehthals, d. h. von West-Süd-West nach Ost-Nord-Ost lagern sich nun zahllose Schutthügel, bald kleinere, bald grössere, schmälere oder breitere, von welchen sieben solcher Hügel mit den Cedern bestockt sind; am Rand der sich gegen das Thal hinziehenden nächstliegenden Hügel stehen noch neun Stück vereinzelter Bäume; der Hauptwald ist auf die sieben Hügel beschränkt. Ausser diesen in Nah und Fern keine Ceder mehr, in nächster Nähe überhaupt kein Baum und kein Strauch, erst weiter unten in Bscharreh wieder Cypressen und Pappeln.

Der Raum, auf dem die Cedern wachsen, beträgt etwas mehr als 100,000 Quadratmeter, auf demselben stehen, genau durch Hossinger gezählt, 377 Stück: die vielen Zwillinge und Drillinge sind nur einfach gezählt. Die Bäume sind sammt und sonders alte, d. h. hundertjährige und uralte, d. h. tausendjährige Bäume. Unsere Zelte stehen unter einem Baum, dessen Stamm in Brusthöhe 9,20 Meter Umfang hat. Aus demselben wachsen bei 3 Meter Höhe vier Stämme in die Höhe, um bei 10 Meter Höhe auseinanderzugehen und die gewaltigen Arme rechtwinkelig vom Stamm hinauszustrecken. Die Gesammthöhe des Riesenbaums, der schon hundert Generationen des Menschengeschlechts beschattet hat, beträgt jedoch kaum etwas über 30 Meter, denn alle Gipfel seiner Riesenäste sind von den Stürmen der Jahre abgerissen und ragen die zerfetzten Stummel, entzückend für einen Maler, herzbrechend für einen Forstmann, in die blaue Luft. Die Ceder, unter der ich diese Worte schreibe, gehört zwar zu den grösseren, die grösste, die aber an einem Felsenabhang eines der Hügel in der Nähe des maronitischen Kirchleins steht, misst 13,8 Meter Umfang, dabei weitere zwischen 10 und 12 Meter. An einer in diesem Winter vom Blitz zerschmetterten, gegen 2 Meter dicken Ceder mass ich mit

grosser Sorgfalt die verschiedenen Jahresringe und fand im Mittel 4 Ringe auf 3 Millimeter. Diess zu Grunde gelegt, sind alle die bezeichneten Bäume über zweitausend Jahre alt, und, wenn die dicksten auch die ältesten sind, der Riesenbaum beim Kirchlein über dreitausend. Junge Bäume gibt es nicht, denn die jüngsten haben zum mindesten 0,3 Meter Durchmesser oder aber zum mindesten zweihundert Jahre.

Eine Nachzucht gibt es nicht, namentlich sah ich trotz eifrigen Suchens keine einjährigen, dem ausfallenden Samen entsprossene Pflanzen. Ich glaube, es wird uns in Stuttgart eher gelingen, die Samen, die ich zahlreich mitbringe, aufgehen zu lassen als hier, wo neben unsern Pferden und Maulthieren auch die Ziegenheerden den Schutz der Cederbäume aufsuchen. Der schönen, d. h. vollkommenen Bäume, sind es nur wenige und nur da, wo sie im Grunde zwischen den Höhen stehen: eben hier am Nordende des Haines steht ein Exemplar, dem die Stürme der Jahrhunderte noch kein Leid gethan, es ist wohl das Urbild einer Cedernschönheit, wie sie David einst geschaut hat. Bis zu einer Höhe von 40 Meter baut sich der Baum wie in Stockwerken auf, der erste Stock legt sich bei 4 Meter um den astlosen, runden Stamm, aber erst der zweite Stock ragt am weitesten ab vom Stamm und begränzt somit den Raum, den die Ceder einnimmt. Acht, oder wenn man will, neun Stockwerke zähle ich an meinem Prachtexemplar im Thalgrund, das letzte ist der schirmartige Gipfel, nicht grösser als der Durchmesser des Stammes an seinem Grund. Solcher Exemplare sind es aber nur ganz wenige, den meisten hat der Sturm die Wipfel geknickt und die Hauptarme abgebrochen, an mehr als zwanzig Stämmen hat ein Blitzstrahl längs des ganzen Baumes seinen Namen eingeschrieben. Was der Mensch alles verwüstet hat, wer will es sagen? Thatsache ist, dass zahllose Namen fremder Besucher in das Holz gerade der ältesten Bäume eingegraben sind und zu diesem Zweck fusslange

Wunden in die Rinde der Ceder geschlagen werden. Thatsache ist ferner, dass an viele herrliche Bäume Feuer gelegt wurde und der Stamm halb oder zum Theil verkohlt ist. »Alle Bäume,« erklärte mir allen Ernstes mein sonst nicht gerade rechtgläubiger Begleiter, »sind von Gott bei Erschaffung der Welt hieher gepflanzt worden, nicht mehr und nicht weniger, hieher gerade auf den Libanon, dass sie die Sündfluth nicht verderbe, die bis hieher nicht heraufgereicht hat. Das Wunderbarste aber ist, dass, als Ibrahim Pascha vor vierzig Jahren Cedern fällen lassen wollte für seinen Palast in Kairo und zu dem Zweck ein fremder Zimmermann hier ankam, beim ersten Axthieb in die Ceder die Hand des Zimmermanns verdorrte. Denn die Bäume sind heilige Bäume, eine ewige Erinnerung an den Tempelbau zu Jerusalem.«

So der allgemeine Glaube der Anwohner, welche darum keinen der Bäume fällen. Ich bin indess anderer Ansicht und glaube vielmehr, dass die Anwohner die alten Riesebäume darum nur schonen, weil sie mit ihren elenden Werkzeugen, oder besser gesagt, dem einzigen Instrument, das sie besitzen, einer gekrümmten Holzhappe, nicht im Stande sind, einen der Bäume zu fällen. Ich fand das gleiche im Osten des Libanon, wo die alten, meterdicken Eichen stehen bleiben, während alles junge Holz geholt wird: es hat eben hier zu Lande das Institut der Forstschutzwächter noch keinen Eingang gefunden. Ich füge noch bei, dass der Boden, auf dem die Cedern stehen, weder mit Moos noch mit einer Grasnarbe bedeckt ist. Dagegen fängt es eben jetzt an zu sprossen und zu grünen auf dem schwarzen Humusgrund, wie es nach dem Schmelzen des Schnees am Rande unserer heimathlichen Wälder sprosst. Blaue Anemonen, weisse, gelbe und lichtblaue Scilla und namentlich in zahlloser Menge Corydalis überdecken den Grund, der seit vierzehn Tagen vom Schnee befreit ist. Ueber Mannshöhe soll er diesen Winter hier gelegen und von dem Kirchlein nur der Glocken-

stuhl mit dem Glöcklein aus dem Schnee geragt haben. Schnee und Eis scheint zum kräftigen Gedeihen der Ceder zu gehören, entstammen sie doch wahrscheinlich selbst auch wie der Boden, auf dem sie wachsen, der vorhistorischen, glacialen Zeit, aus der sie in die Jetztzeit noch in den wenigen Exemplaren herüberragen. Sie kommen mir vor wie noch lebende Mammuthen der Vorzeit; das Rauschen ihrer Wipfel in den stillen Mondscheinnächten, der würzige Harzduft, den der Cedernwald ausströmt, das knisternde Feuer von dem kostbaren Holz, das unsere Maulthiertreiber vor unsern Zelten schlafend umlagern, das Alles wird mir die zwei Tage und Nächte unter den Cedern unvergesslich erhalten.

Unter den Maroniten. Bischof Jussuf. Klostergeologie. Leben der Mönche. Die Fische von Hakel. Die Inschriften am Hundsfluss. Ende der Expedition.

Mar Joanna de Marûn, den 30. Mai. Seit ich die Cedern verlassen habe, bewege ich mich ausschliesslich nur unter Maroniten, deren ungetheilter Besitz die Provinzen Bscharreh, Batrun und Kesruan. Heute weile ich unter dem Dache des Maroniten-Bischofs Jussuf aus der reichen Familie der Freifir, der Anfangs dem protestantischen Ketzer gegenüber sehr zugeknöpft war, dessen Freundschaft ich aber nach einer Stunde schon in so vollem Mass errang, dass er mir einen goldverbrämten, mit selbstgebaudem Tabak gefüllten Tabaksbeutel zum Geschenk gemacht hat. Monseigneur waren sehr wissbegierig, Aufschluss über Steingebilde zu erhalten, namentlich wie es komme, dass in den Steinen die Bilder von Bischöfen, der Jungfrau Maria, Löwen, Tauben u. s. w. gesehen werden können. Das setze doch eine schaffende Kraft der Erde voraus, welche zur Förderung des wahren Glaubens mithelfe. Ich hatte einen schweren Stand, einem Manne gegenüber, der auf dem Standpunkt des Athanasius Kirchnerus¹¹ vom Ende des 16. Jahrhunderts stand und seine Beweise nur aus Büchern brachte, statt, wie ich wollte, aus den Steinen selbst. Schon wollte ich dem eitlen

Disput durch Flucht in meine Zelle ein Ende machen, als Monseigneur aus dem Schrank der Klosterreliquien eine faustgrosse Steinkugel brachten, die klapperte. Er wollte wissen, was in der Kugel drin stecke. Es war eine der Quarzdrusen, deren ich im Lauf der letzten Tage ein halbes Dutzend aufgeschlagen hatte, in welcher einer der Bergkrystalle abgelöst war und klapperte. Ich konnte ihm daher mit grosser Bestimmtheit seine Fragen beantworten und zeichnete ihm mit der Bleifeder die Gestalt des Bergkrystalles auf ein Papier. Die Neugier, die freilich der Bischof schon längst hätte selber befriedigen können, siegte, und er erlaubte mir endlich, die Druse aufzuschlagen. Ein Hammerstreich und — heraus fiel der Bergkrystall, zufällig ganz genau von der Grösse, wie ich ihn zuvor gezeichnet. Die Verwunderung des Bischofs, das Staunen der Mönche, die mit unfreundlichen Blicken meinem Treiben zugeschaut, werde ich nie vergessen. Von diesem Augenblick an hatte ich das Herz des würdigen Mannes erobert, von diesem Augenblick an war er mir gegenüber nicht mehr Bischof, sondern wissbegieriger Schüler, namentlich gefiel ihm das Wort »Krystall« ausnehmend, weil es mit dem Christusnamen so viel Aehnlichkeit habe.

Im Laufe des Mittags entsandte er nun seine Mönche nach allen Richtungen, dass sie Steine herbeischleppten, die ihm interessant däuchten, und wirklich brachte Einer ein schweres Stück Breccie daher, darin Knochen von Wiederkäuern, ein Zahnstück von Nashorn, Asche, Kohle und die wohlbekannten Feuersteinlamellen staken. Die eigene Freude über den unvorhergesehenen Fund war so gross, als die des Bischofs, »dass er die Spuren der Sündfluth« auf eigenem Grund und Boden besitze. Eine Stunde darauf war ich selbstverständlich an Ort und Stelle, d. h. in der Grotte im Djôsthale, welche sich als zweite prähistorische Station neben die Grotte des Hundsflusses anreicht. Zu Hause angelangt, wird mein erstes Geschäft sein, die zahlreich mitgenommenen Thierreste zu bestimmen.

H a k e l, den 1. Juni. Der Abschied von dem ehrwürdigen alten Bischof that mir fast wehe. Er bezeugte zum Schluss grosse Lust, mir einen jungen Libanesen gleich mitzugeben, dass er an unsern deutschen Schulen die Wissenschaft lerne, die ihm zeitlebens so viel zu denken gegeben habe. Nur war ihm die Zeit etwas zu kurz, er beabsichtigt aber nach den Ferien seinen fähigsten Seminaristen nach Schtogarda (so spricht die arabische Zunge) zu senden. Ein Bedenken nur hat er noch, und ich fürchte fast, diess Bedenken lässt ihn den Plan nicht zur Ausführung bringen — die gefährliche Doktrin Bismarck's, dass die Kirchengewalt unter der Staatsgewalt stehe, könnte am Ende mit der Wissenschaft in seinen Libanon importirt werden. Dass diess gerade der grösste Segen wäre, der dem Libanon zu Theil werden könnte, durfte ich freilich meinem freundlichen Gastwirth nicht sagen. Aber tief gefühlt habe ich es im Land der Maroniten, das 8000 Mönche zählt, bei einer Einwohnerzahl von 178,500 Seelen, und zum grösseren, jedenfalls zum besseren Theil Eigenthum der Klöster ist.

Hat man wohl mit Recht schon die syrischen Verhältnisse der Gegenwart mit dem deutschen Mittelalter verglichen, so spielten doch in Deutschland die Klöster als wirkliche Stätten der Wissenschaft und der Bildung eine ganz andere Rolle, während die Mönche des Libanon nichts anderes als ganz gewöhnliche Bauern sind, und noch dazu recht unwissende, für alles Geistige gleichgültige Menschen, die, wenn die Feldarbeit gethan ist, ihre Zeit bei Kaffee, Raki und Tabak verbummeln. Vergeblich habe ich gestern in dem grossen Kloster Meifuk, wo über 40 Mönche leben, nach Tinte gefragt. Dagegen trifft man um so mehr herkulische Gestalten, die wie der Mönch Ruprecht im Ekkehard lieber das Schwert schwingen, als das Rauchfass, und bei den Kämpfen mit dem Muselmann in der vordersten Reihe stehen. So wurde mir ein Mönch genannt, jetzt Superior des Klosters N., der allein, nur mit dem Dolch bewaffnet,

drei Drusen überfiel und tödtete, welche einen dem Kloster geraubten Schatz nächtlicher Weise nach Beirut zu bringen hatten.

Hakel ist unstreitig der bekannteste Platz im Libanon, was Fossile anbelangt, denn hier finden sich die versteinerten Fische, die nach der Geschichte des Sire de Joinville vom Jahr 1248 schon König Ludwig den Heiligen bei seinem Zug nach dem heiligen Land in nicht geringes Staunen versetzten. »Der Stein,« heisst es hier, »mit dem vollkommen erhaltenen Fisch, dem weder Augen fehlten, noch Schuppen und Gräte, ist la plus merveilleuse du monde und wurde von Sr. Majestät nach Frankreich gebracht.« Seither besuchten gar Viele diesen Platz, der von Djebail nur 10 Kilometer entfernt ist und ohne Schwierigkeiten erreicht werden kann. Die Spuren von Geologen, die mit Hammer und Meissel an den Steinplatten gearbeitet, waren denn auch allenthalben zu sehen.

Lager am Nahr el Kelb, den 7. Juni. Die Expedition naht ihrem Ende. Zum letzten Male ist das Zelt aufgeschlagen, und zwar am Meeresstrand bei der Mündung des Hundsflusses. Zehn Schritte vom Zelt brandet die ewige Welle, die hier das Süsswasser des Stromes verschlingt. An diesem Punkt tritt das Gebirge des Libanon hart bis an das Meer, ohne auch nur den schmalsten Streifen Ebene zwischen dem Hochgebirge und dem Meere zu lassen.

Die grosse Küstenstrasse Syriens, auf welcher seit den ältesten Zeiten die Völker und Heere hin und her zogen, ist daher in Felsen gehauen, und dieselben haben von den Zeiten der Assyrer her bis in die neueste Zeit durch Inschriften sich verewigt. Die ältesten Inschriften stehen auf dem höchsten Punkt der Felsenstrasse in einer 2 Meter hohen rundbogigen Nische, in welcher eine lebensgrosse Figur mit der Kegelmütze und zierlich geflochtenem Haar und Bart in der Rechten eine Tafel hält. Die Tafel sowohl, als der lange glatte Rock der Figur ist mit Keilschrift überdeckt, dergleichen der ganze Hintergrund der Nische von oben bis

unten gedrängt vollgeschrieben. Unmittelbar daneben ist ein oblonges Feld mit einem Gesimse in den Felsen gehauen mit zwei kämpfenden Figuren, wie sie von den Tempeln in Egypten her bekannt sind. Der Fels ist hier etwas weicher und die Chiffren verwittert, dass von einem Lesen, glaube ich, keine Rede mehr sein kann. Weiter unten ist ein quergelegtes Oblongfeld mit römischem Gesims, darauf in sehr gut erhaltener Schrift der Kaiser M. Aurelius Antoninus Pius als Erbauer der Brücke über den Fluss genannt ist. Endlich findet sich unten, oberhalb des Khans, eine Felswand geglättet, auf welcher sich die französische Expedition von 1860 bis 1861 verewigt hat. Da diese Expedition lediglich keine That aufzuweisen hatte, wie es die Römer, Egypter und Assyrer konnten, hat sie sich begnügt, die Namen Napoleons III., der Generale und Officiere zu verzeichnen. Der Namen des Kaisers ist in der fettesten Schrift geschrieben, die sofort zum General, vom General zum Oberst und Kapitän immer kleiner wird.

Von der Felsplatte 300 Meter über dem Meere, die von hier erstiegen werden kann, warf ich den letzten Blick in das Hochgebirge des Kesruans, die wildeste und rauheste Provinz des ganzen Libanon, innerhalb welcher jeder Tag und jede Stunde an Uhland erinnert: »Viel Steine gab's und wenig Brod, die Herren litten grosse Noth«. Es ist wahrlich Zeit, dass es morgen zu Ende geht, die Uebersicht über die bei allem Wechsel von Kreidekalk, Sandstein und Basalt höchst einfachen, fast monotonen Verhältnisse ist fertig, die Lebensmittel sind aufgezehrt, das letzte abgenagte Schinkenbein in's Meer geschleudert, Kleidung und Wäsche trostlos. Glücklicher Weise sind unsere Knochen noch ganz und können morgen sämtliche Mitglieder der Expedition gesund und wohlbehalten wieder in der alten Pinienstadt einrücken. Trotz allen Mühseligkeiten und Gefahren des dreiundvierzig-tägigen Rittes auf den unwegsamsten Pfaden des Hochgebirgs regt sich jetzt schon beim Abschied eine Art Heim-

weh nach der wunderbaren Felsenschönheit, nach den herrlich frischen Wassern, den unvergleichlich schönen Sternennächten und dem erquickenden Schlaf im Zelte, mit dem es fortan ein Ende haben wird im heissen Beirut, wo voraussichtlich Schaaren unwillkommener Gäste das Nachtlager wieder mit uns theilen wollen.



III. Die Heimreise.

An Bord der Diana. Cypern. Einst und jetzt. Rhodus. Hic Rhodus hic salta. Im türkischen Archipel. Sime. Kos. Samos. Chio. Smyrna. Handel von Smyrna. Meteline. Tenedos. Schliemann's Ausgrabungen. Dardanellen. Schluss.

Bord der Diana den 17. Juni. Die zweite Göttin, mit der ich Bekanntschaft schliesse, die flüchtige hochgeschürzte Göttin der Jagd, die Schutzgöttin der Plebejer, entführt mich dem Leben am Hofe des Pascha's und trägt mich sanft durch das karische Meer. Am 14. Abends fünf Uhr stieg ich an Bord, dessen äusserer Anblick genau wieder der der Venus ist, die mich nach Syrien brachte. Das Deck liegt wieder voll bunt, aber leicht bekleideter Menschenleiber, die auf Teppichen und Fellen herumliegen, über deren nackte Beine man wegsteigt. Sie nähren sich auf der Diana in derselben rohen Weise, wie auf der Venus, nur dass jetzt zu Zwiebel und Olive die Gurke kommt und die Aprikose. Ich fahre diese Tour in erster Kajüte, um allein meine Kabine zu haben, denn es graute mir bei 30° im Schatten vor dem gemeinsamen Schlaf- und Speisesalon. Die 30° im Schatten sind auch Schuld, dass ich von Beirut wegkam, ohne eigentlich zu wissen wie: mein Denkwerk war sozusagen lahm gelegt und kam erst wieder vor Cypern etwas in Gang.

Zur Fahrt von Beirut nach Cypern brauchten wir zwölf Stunden. Früh fünf Uhr am 15. Juni legten wir vor Larnáka bei der Hafenstadt der cyprischen Insel an. Ehe man sich der Betrachtung von Stadt und Land hingeben kann, muss man sich, man mag wollen oder nicht, mit der

Bande Menschen beschäftigen, die beim Nahen des Dampfers sich auf die Rhede begibt und sobald die Maschine stoppt, auf's Deck klettert. Der Cypriote bildet schon einen andern Schlag Leute, als der Syrier, schon ihre Kleidung ist verändert: die phrygische Mütze trifft man bereits neben dem Tarbusch, den ein Stirnband festhält, die Weste mit den engen Aermeln ist ein Gebilde reinsten Phantasie, je farbiger und blumenreicher der Zitz, um so schöner, der Rücken der Weste mit rothem Tuch besetzt, grüne Pumphosen werden mit breitem, rothen Gurt festgehalten und sind unter den Knien mit rothem Band gestrickt, das zugleich die Stelle des Strumpfbandes vertritt. Er trägt Schuhe und Strümpfe, diese bunt und quer gestreift. Von Bart wird nur der Schnauzbart getragen. Wie viel Einwohner Cypem hat? wer weiss es, der Doktor sprach von 150,000. Die Handbücher des Lloyd von 110,000, einst soll man nach Millionen gezählt haben. $\frac{2}{3}$ Griechen und $\frac{1}{3}$ Türken leben auf der Insel, die trotz dem allgemeinen Zerfall ein Juwel der türkischen Krone ist. Den Tag über wurde verladen: Weinfässer, Häute, Wolle, Hanf, Korn und Schwämme und war von Früh bis Abend reger Kommerz.

Das also sind die Männer, deren Ahnen der Aphrodite Tempel bauten? so kahl und grau, dazwischen so blendend weiss und heiss ist das Land, da der idalische Wald stand und der cyprische Olymp? Wohl ragt dessen Gipfel wie damals noch in scharfem Umriss zum Himmel, aber kein Wald mehr, kein Baum an den Bergen, nur die Palme winkt hinter den Häusern ihren heissen Gruss und ernst wächst an den Mauern die steife schwarze Cypresse, die sicherlich es nicht war, welche der Insel den Namen gab. Nur im Geiste sieht man noch die Kränze, womit man den Tempel einst bekränzte, Venus Amathusia! Im Mondenlicht, das sich in der Nacht herabgoss auf die wunderschönen Bergformen und das cyprische Meer, sah ich Aphrodite dem Meerschäum entsteigen, sah den Teuker landen, den Tela-

monier, sah die Kämpfe, die Egypter, Perser, Makedonier, Römer kämpften um die »Perle des Mittelmeers«, hörte den Apostel Paulus zeugen von der ewigen Wahrheit und 600 Jahre lang Christum predigen auf der Insel. Und nachdem der Halbmond auf den Trümmern der Kirchen 300 Jahre geleuchtet, sah ich den kühnen englischen Prinzen, Richard Löwenherz, der im Laufe weniger Tage die Insel eroberte und den Tempelrittern schenkte. Diese machten aus der Insel ein Bollwerk gegen das Morgenland, an welchem sich drei Jahrhunderte lang die Sarazenen die Köpfe zerstiessen. Innere Zwistigkeiten unter den Führern lieferten 1373 die Insel an die Genueser, 1485 erhielt sie die venezianische Republik, welche im tiefsten Frieden sie verwaltete und ihre natürlichen reichen Hilfsquellen an Wein, Kupfer u. s. w. zu benützen verstand, bis sie 1571 Sultan Selim den Venezianern abnahm. 300 Jahre türkischer Regierung aber genügen, das reichste und herrlichste Land der Welt zu ruiniren.

Der Tag vor Cypern war fürchterlich schwül. Kein Lüftchen bewegte die tiefblaue See und freudig begrüßen wir das Signal zur Abfahrt, fünf Uhr Abends. Vergeblich aber suchen wir erquickenden Schlaf bei 27° in der Kabine. Die Sonne ging wunderbar schön über Cypern auf, das wir in der Nacht umschifft hatten, bis Mittag war nur Himmel und Wasser zu sehen, Nachmittags waren die cilicischen Berge in Sicht, die höchsten Höhen noch mit Schnee bedeckt. Nach Sonnenuntergang fiel ein glänzendes Meteor scheinbar in's Meer, zuerst von gelber und vor seinem Erlöschen von tiefrother Farbe, die Bahn, die es beschrieb, war an den Wolken im Westen (es fuhr von Westen nach Osten) noch einige Minuten als lichter Streifen zu erkennen.

Die Nacht war etwas kühler als die vorangegangene, nur kurz, denn heute früh nach zwei Uhr stoppte die Maschine, wir lagen vor Rhodus. Die Neugier trieb vor Sonnenaufgang schon auf's Deck in die frische Morgenkühle nach der Schwüle der nächtlichen Kabine. Wieder sind es die

famosesten Galgengesichter, die uns guten Morgen wünschen und zu einer Morgenfahrt in ihre »Strasse der Kavaliere« einladen und mit dem süssesten Lächeln, das sie zu heucheln im Stand sind, den Ruhm des alten Rhodus hervorheben, das die ganze Welt bewundere. So machen aus Eurem alten Ruhm, ihr Johanniter, die griechisch-türkischen Spitzbuben Kapital! Gewarnt von den Officieren der Diana ging kein Reisender an's Land, die Erpressungen, die sich hier schon ereignet, sind der Art, dass es wirklich nicht räthlich ist, auch nur den Versuch einer Landung zu machen.

Rhodus gewährt einen viel reicheren, unvergleichlich schöneren Anblick als Cypern. Zunächst liegen wir vor einer riesigen Festungsmauer mit zwei Eckthürmen und Sternschanzen, die an Nürnberg erinnern oder an Nördlingen. Die letzte Geschichte des Johanniterordens auf Rhodus ist hier versteinert. Wie der Grossmeister des Ordens am 1. Januar 1523 die Stadt verlassen, die er nach fünfmonatlicher heldenmüthiger Vertheidigung an Soliman den Grossen übergeben, so liegt die alte Christenstadt noch da. Erdbeben und Pulverexplosionen haben zwar Lücken gerissen und die Mauern und Thürme umgeworfen, aber trotzdem heimelt den Europäer deutsches Mittelalter in erster Linie an. Die vielen mittelalterlichen Thürme, darunter der der Johanniterkirche, 7 schlanke Minarets, über 20 Windmühlen am Strande bringen merkwürdiges Leben in das Bild; grüne bewaldete Gehänge, die an den Höhen aufsteigen, geben ihm Frische und im Hintergrund erhebt sich breitschulterig ein Fels wie der Hohentwiel, als ob er sagen wollte, ich bin noch älter als Ihr Alle da unten und werde Euch Alle noch überleben: ob an diesem Fels »der Lindwurm« lag, ich weiss es nicht. Auf diesem Felsen blühte schon die »Rhoda«, der Granatapfelbaum, als Phöbus Apollo rief: hanc, Pater, hanc concede domum! (Pind. Od. 7); zu diesem Felsen blickte schon Chares von Lindos auf, als er 278 v. Chr. dem Sonnengott eine Bildsäule goss, gegen welche der heilige Borromäus in

Arona und die Münchner Bavaria nur Kinder sind. 31,5 Meter hoch stand der Koloss am Eingang zum Hafen, nur wenige Männer umfassten einen Daumen, jeder Finger war schon grösser als eine gewöhnliche Statur. Aber nur 56 Jahre stand die Bildsäule, 222 v. Chr. warf sie ein Erdbeben um, das Erz blieb 894 Jahre liegen, bis es 672 n. Chr. von einem arabischen Herrscher an Juden verkauft wurde, welche 900 Kameele mit dem Erz beluden. Wer weiss, in welcher Glocke oder in welcher alten Kanone das Erz vom »Koloss« noch existirt? Frisches Fleisch, Milch und Eier, Aprikosen und die Spezialität von Rhodus, glänzend schwarze grosse Feigen brachten die Männer von Rhodus an Bord; der letzte verliess das Schiff erst, als die Maschine schon arbeitete, und wie der Kerl über Bord sprang mit rother Mütze, rother Weste und rother Leibbinde fiel mir unwillkürlich die württembergische Kammerübersetzung von »hic Rhodus, hic salta« ein: hie Rother hie Hopf!

Tiefblaue ruhige See, eine frische Seeluft, welche den Thermometer nicht über 28° steigen lässt und ein wolkenloser Himmel begünstigen die Fahrt durch den türkischen Archipel, darin jede Stunde neue Schönheiten bringt und ein Wechsel der grossartigsten Scenerien folgt, gepaart mit den Erinnerungen an's klassische Alterthum. Der ganze Anblick der Inselberge, die steil abgeschnitten aus der Tiefsee emporragen, weist auf vulkanisches Gebirge hin, Hegauberge, Zuckerhüte, Heuschober, Bienenkörbe — an dergleichen denkt man unwillkürlich.

Zuerst fährt man an Sime vorüber, auch Metapontio genannt; Franzosen machten hier im vorigen Jahre längere Zeit Ausgrabungen nach homerischen Alterthümern, war doch König Nereus mit drei Schiffen am Zug der Griechen nach Troja betheiligt. Was die Ausgrabungen lieferten, ist noch nicht bekannt geworden. Folgen Telo und Nisyros, gleich Sime einst von Doriern bewohnt und am dorischen Städtebund betheiligt, dessen Hauptzweck der Apollokult auf dem triops'schen Vorgebirge gewesen zu sein scheint. Diese ächt

vulkanische Südspitze, jetzt Kap Krio, mit einem Leuchtturm versehen, wird umfahren, um dann, die Insel Kos vor Augen, nach Norden abzubiegen. Kos, dessen köstlichen Wein Homer schon besingt, war dem Asklepios heilig, in Kos ward dessen berühmtester Jünger geboren, Hippokrates, der auf der medizinischen Universität zu Kos seine Bildung genoss. War es der Umgang mit Männern der Naturwissenschaft, oder das anatomische Studium des menschlichen Leibes, was hundert Jahre nach Hippokrates den vollendetsten Maler Griechenlands auf Kos zur Welt kommen liess? Apelles hauchte all' seinen Werken Leben ein durch die höchste Naturwahrheit, verbunden mit Anmuth. Anmuth und Feinheit scheint allen Produkten von Kos eigenthümlich gewesen zu sein, kommen doch von daher nicht nur die feinsten Salben und seidene Kleider, sondern auch die feinsten Geschirre. Eine schmale Meerenge trennt die Insel vom Festland, durch welche man in den Golf von Mendelia einfährt.

Zur Rechten verschwindet das Land, zur Linken sieht man Insel an Insel sich reihen, Eero mit altem Artemisheiligthum und Patmos mit der Grotte des Johannes, darin das verschlossene, noch von Niemand geöffnete Buch mit den 7 Siegeln entstand. Eine neue Meerenge zwischen Nikaria und Samos öffnet sich, um dann auf's Neue in einen Golf zu führen, den Golf von Ephesus.

Samos erhebt sich ähnlich wie die jonischen Inseln, z. B. Cephalonia, als felsiges Hochgebirge aus fruchtbarer Ebene. Denn reich ist Samos schon vor Polykrates Zeit an allen Produkten des Bodens und den feinsten Thonen und Erden, nur Eines mangelte Hera's Insel — der gute Wein. Dies lässt wohl begreifen, dass der pythagoräische Lehrsatz auf Samos entstand, nicht aber wie Anakreon, der Sänger der Liebe und des Weines, es 18 Jahre auf Samos aushielt. Polykrates, an dessen Hofe der Dichter lebte, wird dafür gesorgt haben, dass er von Chio aus seinen Wein bezog, welches der Dampfer in sechs Stunden von Samos aus erreicht.

Chio, oder wie die Stadt der Insel heisst, Castro, fuhren wir nach Mitternacht an, um 600 Säcke Korn abzuladen. Chio soll heutzutage den besten Mastige liefern, was mir sehr glaubwürdig ist, denn unsere Kapitäne versahen sich hier gehörig mit diesem Getranke. Es ist eine lang gedehnte, amphitheatralisch an's Meer gebaute Stadt, welche man auch Klein-Genua nennt, sowohl darum, weil die Genuesen zur Blüthezeit ihres Staates im Besitz von Chio waren und durch ein Kastell es beherrschten, als auch wegen der Aehnlichkeit der Stadt und des Golfes. Die blendend weissen Häuser lagen im Morgenglanz der Sonne mitten drinn im dunkeln Grün des Olivenwaldes, hinter welchem aber starr und steil die Felsenwüste sich erhebt.

Sonntag, den 20. Juni. In Smyrna lag unsere Diana 28 Stunden vor Anker. Zeit genug, um alsbald an's Land zu fahren und die volle Zeit am Lande zu verbringen. Frau Müller aus Lindau hat dort ein vortreffliches Hotel und unter ihren ausgezeichneten Weinen ein Moselblümchen, dem ich unter allen Blumen stets den Vorzug gebe. Bald zeigten sich Landsleute genug, Esslinger, Stuttgarter, Rheinländer, Sachsen und Schweizer, die, selbstverständlich treulich zusammenhaltend, auf der Terrasse von Café Paolo nach Sonnenuntergang sich finden und bei einem Glas Bier und dem Nargileh ihre Gedanken der Heimath zuwenden. Es war ein fröhliches Fragen und Antworten nach allen möglichen schwäbischen Verhältnissen; alte Erinnerungen, zu Haus fast vergessen, erhalten sich im Ausland viel frischer, Mittheilungen, welche kein »Merkur« erzählt, werden begierig aufgenommen. So kam Mitternacht herein, aber keine Kühlung: der heisse Nordwind — nur der Westwind ist kühl — liess die Temperatur nicht unter 27° herabgehen. Gleich nach Sonnenaufgang ward ein herrlicher Spaziergang auf die trachytischen Höhen hinter Smyrna gemacht und der Cypressenwald der grossen Kirchhöfe besucht, der stundenweit sichtbar ist von der Bai aus und hundertjährige Pracht-

exemplare dieses Baumes enthält. Ich möchte, dass einmal eine gewandte Feder, wie die eines Riehl oder Steub, einen Artikel schreibe über Bäume und Menschen, es würde sich ein ob auch unbewusster geistiger Rapport herausstellen zwischen der Palme und dem Beduinen, zwischen dem Schwarzwälder und der Tanne, dem Aelbler und der Buche, dem Türken und der Cypresse. Kein anderer Baum passt so in diese heisse Landschaft Kleinasiens, zu dem ernsten feierlichen Wesen des Türken, dessen Charakter, man möchte sagen, sich ausprägt in der Gestalt und Farbe der Cypresse. Nach der Rückkehr vom Morgenspaziergang hatte sich indessen der Bazar geöffnet und wurden die deutschen Kaufleute besucht, welche hauptsächlich den Export der Smyrnaer Waaren besorgen.

In erster Linie steht hier das Opium, dessen Ernte eben jetzt vollendet ist. Diese wird heuer einen ausserordentlichen Ertrag geben, denn bereits sind zehntausend Kisten (eine Kiste achtzig englische Pfund) eingegangen. Sämmtliches Opium geht nach England, der Preis ist heuer 130 Pfd. St., gegen 200 Pfd. St. im vorigen Jahr. Nächst Opium ist es Krapp und Hanf, was von Gewächsen exportirt wird, von Mineralien sind der Smirgel zu nennen, Chromeisen und Braunstein. In wenigen Wochen folgt die Feigenernte, während welcher täglich über vierhundert Kameele die bekannte Caravanenbrücke passiren, um ihre Ladungen in den Hafen zu schaffen. Der beste Kunde Deutschlands für Feigen soll Stuttgart sein. Eine einheimische Industrie, wie z. B. die Seidenweberei in Damask und Beirut hat Smyrna nicht; es ist lediglich nur Hafenstadt, welche die Erzeugnisse des Landes weiter befördert. Neu war mir, dass die durch ihre Grösse und Stärke sich wirklich auszeichnenden Kameele, die beharrlich durch die Strassen schreiten, grösstentheils eine durch Kreuzung mit dem baktrischen zweihöckerigen Kameel entstandene Rasse sind. Die baktrischen Hengste durchziehen das Land und kostet der Sprung einen Meschidjithaler und wird eine

türkische Lira nachbezahlt, wenn die Stute trächtig wird. Auffallend war mir der schwunghafte Bettel in den Strassen und Häusern von Smyrna. Es ist heute Samstag, erklärten die Landsleute, das ist der Betteltag. Es soll im Lauf des Winters und Frühjahrs noch viel ärger gewesen und Leute sogar auf der Strasse Hungers gestorben sein; die auf dem Land starben, zählt man nach Zehntausenden. Eben hiemit berühren wir die dunkle Nachtseite Kleinasiens, bei welcher die türkische Verwaltung ihre vollste Unfähigkeit und Miserrabilität gezeigt hat.

Vorüber an den interessantesten Trachytkuppen mitten im geschichteten Gebirge, deren Profil das Meer entblösst, ging es sanft hin im Mondenlicht durch das ägäische Meer. Die Küste Mysiens verschwand allmählich und wir fuhren gegen 10 Uhr Meteline an, das klassische Lesbos, den Mittelpunkt der schönen Künste, das Wittenberg Kleinasiens, von Aeoliern bevölkert nach dem trojanischen Krieg. Immer wunderlicher wird Einem zu Muthe, wenn man auf solch klassischem Boden das Einst und Jetzt vergleicht, und es verwirren sich förmlich die Gedanken, wenn man nach Sappho und Erinna auf diesem lesbischen Eiland sucht. Nach Mitternacht verliessen wir Meteline, um 6 Uhr früh fuhren wir an Kap Bapa vorbei, wo Agamemnon den zwölf Göttern einen Altar gebaut, hielten eine halbe Stunde vor Tenedos, dem türkischen Fort, und dampften gegen Mittag dem homerischen Grund und Boden entgegen. Wollen die Franzosen gegenwärtig homerische Studien machen, dass sechs Fregatten in der Bai Kum Bournonu liegen, wo nach der Ansicht Einiger Agamemnons Schiffe lagen?

Seit G. Schliemann's Ausgrabungen ist die trojanische Frage, wie wir sie nennen, zur brennenden Frage geworden und ich unterschätze wahrlich den Werth der Lösung dieser Frage nicht. Wer die Situation der trojanischen Küste, das Schlachtfeld in der Flussebene, die Schutthügel dahinter sieht, muss auf Schliemann's Seite treten, der auf die natürlichste

und eben darum wahrste Weise die topographische Frage löst. Der Ueberfall der Troer, um die griechischen Schiffe zu verbrennen, der Kundschafter, der in der Nacht den Weg von der Feste zum Meer hin und zurück machte, die Lage Troja's auf dem rechten Ufer des Skamander — das Alles passt nur zu Schliemann's Topographie. Der Einwand, dass die Mündung des Mendere heutzutage keine Bucht mehr bildet, sondern Sümpfe, in denen kein Schiff mehr sich bergen kann, verschwindet Angesichts der Thatsache, dass an der ganzen Küste der Boden sich hebt, oder, wenn man eine andere Sprache vorzieht, das Meer im Zurückweichen begriffen ist. Vor dreitausend Jahren war noch Meeresbucht an der Stelle der Sümpfe, gross genug die Flotte der Griechen zu bergen, wo sie jedenfalls geschützter lagen, beziehungsweise leichter an's Land zu ziehen waren, als in der Bai von Besika, gegenüber Tenedos. Wer das alte Ilion nach Bunarbaschi verlegt, d. h. links vom Skamander Strabo's, ist 14 Kilometer vom Meer entfernt und muss über Flüsse, Berg und Thal; allerdings finden sich dort auch alte Mauerreste, aber noch ungehoben ist der Inhalt, den sie bergen, während Schliemann einen jedenfalls reichen, vollen Inhalt bei Hissarlik an's Licht gezogen. Dass der Inhalt uns nicht behagt und wir statt den Fratzengesichtern auf den Urnen und Lampen lieber ein spätgriechisches Athenebild sähen, ist natürlich. Ob uns eine Thatsache auch enttäuscht, so bleibt sie desswegen doch eine Thatsache und wenn Schliemann's Gegner nicht durch andere Thatsachen ihm gegenüberzutreten vermögen, werde ich mich nicht irre machen lassen, Schliemann's Troja für dasjenige zu halten, welches den Stoff abgegeben hat für die homerischen Sagen. Sehen doch auch die drei Gräber von Achilleus, Patroklos und Antilochos um kein Haar anders aus, als ein altgermanisches Grab auf der Alb oder der Krautbühl bei Nagold.

Den Halt bei den Dardanellen benützte ich, an's Land zu gehen und einen, ob auch flüchtigen Blick, auf die Samm-

lung des englischen Consuls Galwert zu werfen, welcher Schliemann's Nachgrabungen fortgesetzt und mit Ausnahme der Goldschmucke eine ganze Reihe Urnen, Gefässe, Flaschen, Lampen, Wirtel und die primitivsten Instrumente von Stein und Bein vom trojanischen Fundplatz erhalten hat.

An Bord des Albrecht am 28. Juni. Die Woche in Konstantinopel flog wie ein Traum vorüber. Will man kein Buch schreiben über Konstantinopel, so thut man besser daran, lieber Nichts über die Wunderstadt am Bosphorus zu schreiben. Heute früh sechs Uhr landeten wir in Varna, dessen Quai aus Nummulitenquadern erbaut ist. Die Eisenbahn hat unmittelbar hinter dem Stationsgebäude eine 5 Meter hohe schneeweisse Wand angeschnitten, die in den unteren Schichten Land- und Süsswasserschnecken führt und oberhalb Meerschnecken, beides vollkommen horizontal gelagert. Welche Niveau-Aenderungen setzt nur diese Eine Thatsache voraus, Aenderungen, die wohl möglich in die Zeit des menschlichen Geschlechtes fallen! Die Bahn von Varna nach Rustschuk ist gut gebaut und wird auch gut gefahren, denn um vier Uhr Nachmittags schon konnten wir den prächtigen Donaudampfer besteigen. Die Gefahr eines Zusammenstosses läuft man glücklicherweise nicht auf dieser Bahn, denn es geht nur Ein Zug im Tag, das einmal hin, das andremal her. In Schumla kreuzten wir eine Landstrasse, die einzige auf dem ganzen langen Weg, auf welcher denn auch alterthümliche Charabank-ähnliche Fuhrwerke sich bewegten. Auf dem Bahnhof wurden zwei Wagen geladen, der eine mit Ochschädeln und Knochen, der andere mit lebenden Hühnern, diess das einzige Frachtgut, das unterwegs in Sicht kam. Von Schetanslik aus, wo um 2 Francs gar nicht übel gefrühstückt wird, fängt ein unübersehbarer Wald von niedern Linden und Eichen an, das Vieh ist grauweiss und langhornig mit vorwärts gekehrten Hörnern. Die Bulgaren, die auf dem Felde gesehen werden, tragen noch die breite rothe Leibbinde, welche dunkle Beinkleider hält, irgend

ein geblümtes Zitzwamms und ein farbiger bauschiger Turban vollenden den Mann. Vom Donaudampfer aus, der mit allem Comfort versehen ist, sah ich zum Abschied von türkischem Boden noch lange einen Originaltürken, der auf einem Eckpfeiler am Quai mit überschlagenen Beinen hockte, unbeweglich wie eine Bildsäule, das getreue Abbild seines Vaterlands.



IV. Studien über den Libanon nach der Reise.

Der geographische und der politische Libanon. Der climatische Wechsel. Das Fehlen von Wiese und Wald.

So einfach und so leicht der geographische Libanon sich bestimmen lässt, so viele Schwierigkeiten macht der politische Libanon, dessen Grenzen überhaupt nirgends verzeichnet sind und vielfach erst anlässlich von Streitigkeiten durch den Zusammentritt der syrischen und libanesischen Behörden richtig gestellt werden.

Der geographische Libanon begreift das Gebirge zwischen dem Meer und der Bekáa, jener tief eingerissenen Nord-Südspalte des alten Coelesyriens, und andererseits zwischen den Flüssen Nahr Kebir und Litani, die aus der Bekáa entspringend der eine nach Norden der andere nach Süden fliessen, dann aber beide unter rechten Winkeln gegen Westen biegen, um auf kürzestem Weg in's Meer zu gelangen. Es kann somit über die natürlichen Grenzen des Libanons kein Zweifel sein, so wenig als über den Ursprung seines Namens, zu deutsch des »weissen Berges«, denn weithin leuchten über Land und Meer die schneebedeckten Höhen als fernhin sichtbares Wahrzeichen der syrischen Lande, zu dem die Sänger des alten Bundes andächtig ihr Auge erhoben, zu dem der schmachtende Kreuzfahrer sehnsüchtig aufblickte, gleich wie heute noch der Beduine und der Wanderer in der heissen Wüste freudig die weissen Berge begrüsst, »von denen der Thau herabfällt auf die Berge Zion«. Der Name ist uralt, von Mose schon genannt (5 Mos. 1, 3) und

erhielt sich ununterbrochen in der Geschichte, dass keinerlei Zweifel über den Berg auftaucht, wie z. B. über den Sinai¹². Ebenso wurde der Name des Gebirgs auf den politischen Verband übertragen, der bis in die neueste Zeit unter mehr minder selbstständigen Fürsten einen Theil der Provinz Syrien bildete. Seit dem Jahre 1862 ist durch die Verwendung der Westmächte das Gouvernement Mont Liban als selbstständiges Paschalik von Syrien abgetrennt, das unter der Controle der westmächtlichen Gesandten durch einen christlichen Gouverneur verwaltet wird. Die Grenzen des neu errichteten Gouvernements weichen nun aber wesentlich von den Grenzen des natürlichen Libanons ab, indem letztere in den Kanzleien zu Konstantinopel lediglich nur mit Rücksicht auf die confessionellen Verhältnisse gezogen worden sind. Ortschaften mit überwiegend moslemitischer Bevölkerung verblieben bei Syrien (Valeyât von Damaskus), während die christlichen Gemeinden sämmtlich dem Mont Liban zugehören. Um übrigens der neuen Provinz jede politische Bedeutung möglichst zu nehmen, verblieben die drei wichtigsten Hafenstädte: Tripoli, Beirut, Saida gleichfalls bei Syrien. Dadurch hat der moderne Libanon förmlich zerfetzte und zerstückelte Grenzen, die vielfach erst im einzelnen concreten Fall bei Erbstreitigkeiten und Veräusserungen festgesetzt werden.

Der Naturforscher wendet sich in erster Linie dem natürlichen Libanon zu, dessen höchste schneebedeckten Höhen, die sich bis zu 3000 Meter (= 10,500 Fuss) aufbauen, vom Meer in der Luft gemessen nicht mehr als 25 Kilometer entfernt sind. In diese kurze Entfernung, die allenfalls in Einem Tag zurückgelegt werden kann, legt sich der ganze Wechsel der Temperatur und des Climas, dem man bis in die Nähe des Polarkreises begegnet; oder mit andern Worten: eine Besteigung des hohen Sannin von Beirut aus kommt gleich einer Reise, die man etwa von Beirut nach Archangel machen wollte. Dieser rasche Wechsel der Landschaft und des Climas und eben damit der Flora und der

Fauna des Landes macht dem Naturforscher eine Reise durch den Libanon so ungemein anziehend. Anziehender als dem Touristen, welcher schmerzlich den Reiz der abendländischen Landschaften vermisst, die Wiese und den Wald. Wohl überzieht sich im ersten Frühling, wenn der Schnee von den Bergen schmilzt, das Feld mit dem frischen Grün des jungen Waizens und der Gerste und das Waideland mit dem Grün krautartiger Gewächse, namentlich der Zwiebel- und Knollengewächse, die Steppe gleicht in diesen Tagen in Wahrheit dem grünen Teppich, in welchen bunte Blumen eingewoben sind. Aber von kurzer Dauer ist diese Schönheit, nach wenigen Wochen dorren alle die weichen Kräuter ab, die Pflanze zieht sich wieder zurück vor der Gluth der Sonne in ihr verborgenes Schlummerleben des Zwiebels und der Knolle, aus dem sie die Feuchtigkeit des Winters auf kurze Zeit geweckt hatte, übrig bleiben nur harte, zähe, stachlige Gewächse: Disteln, Lippenblüther, hartleibige, dünnblättrige Pflanzen, kriechend und stechend. So schlimm, ja fast schlimmer als mit dem Grün der Wiese steht es mit dem Waldesgrün: denn es gibt einfach keinen Wald. Was der Araber in seinem unvergleichlichen Selbstgefühl Wald nennt, sind nur Gruppen einzelner zerstreuter Bäume, die auf himmelschreiende Weise ihrer Zweige und Aeste beraubt, Mitleid weckend aus dem Gestrüpp des Unterholzes uns anschauen. »Wozu soll ich Steinkohlen graben«, sagte ein reich begüterter Libanese, »nous cultivons nos forêts.« Diese »Cultur« besteht einfach darin, dass man überhaupt Alles im Walde niederhaut, Zweige, Aeste, Stämme, was nur mit der kurzen, krummen Holzhappe gefällt werden kann. Vergeblich meine Vorstellungen, wie heillos, wie verkehrt, wie unvernünftig und strafwürdig eine solche brutale Zerstörung des Waldes sei, wie begreiflich mir jetzt die Klagen seien über die schweren Gewitter des Winters und den immer unerträglicher werdenden Sonnenbrand des Sommers. Vergeblich die eindringlichste Rede, wie segensreich er wirken

könnte, wenn er, der Beamte und mächtige Grossgutsbesitzer, mit gutem Beispiel voran ginge und seine reichlich vorhandene Braunkohle für seine ökonomischen Zwecke ausbeutete, seinen Eichwald aber unberührt wachsen liesse. »Was wollen Sie«, war das Ende, »das ist einmal der Brauch in unserem Lande.« Darum verzichte zum Voraus auf Wald und Wiese wer Syrien's Boden betritt!

Physiognomik des Landes. Die Palme. Der Feigencactus. Der Oelbaum. Der Feigenbaum. Der Maulbeerbaum. Duftige Kräuter. Gartenpflanzen. Entwaldete Steppe. Der Cedernhain. Ende der Vegetation.

Die Reize für den Naturforscher haben ihren Schwerpunkt in etwas Anderem. Es besteht in der Physiognomik des Landes, die sich in einzelnen Charakterbäumen ausdrückt.

Der erste Baum, der dem Abendländer, so lange er noch am Borde des Schiffes sich befindet, seinen heissen Gruss zuwinkt, ist die schlanke Palme, *Phoenix dactylifera*, die mit dem Volk und Land der Phönizier den Namen theilt. Scharf zeichnet sich am tiefblauen Horizont der Baum, jeder Baum für sich, denn sie drängen sich nie zusammen, dass die federbuschartig herabhängenden Blätter des einen Baumes die des andern berühren. Unvergleichlicher Anblick, wenn aus dem grünen Federbusch die milchweissen Blütenwedel hängen oder die Traubenbüschel gelbbrauner Datteln, wenn die braune Panzereidechse über die rauhe Rinde des Stammes blitzschnell dahin huscht! Wie mit Einem Male fühlt jetzt der Europäer, dass er den Orient betritt; was die Tanne im Schwarzwald ist die Palme im Orient, ohne die wir uns keine Sphinx und keine Pyramide, kein Zelt eines Patriarchen denken mögen, ohne welche kein Maler eine Orientlandschaft zu Stande bringt. Dazu kommt noch, dass uns die Palme längst von Jugend auf bekannt ist aus den heiligen Büchern und in unsere Vorstellungen übergegangen, ist sie doch selbst das Sinnbild des Gerechten geworden: Palmen hält der Selige in den Händen, Palmen winken dem Ueberwinder.

In Syrien ist nun allerdings die Palme nur auf einen schmalen Streifen Küstenlandes beschränkt, sobald das Land sich erhebt, namentlich aber sobald der Küstensand verschwindet, fehlt auch die Palme. Muss sie doch als ächtes Wüstenkind im Sande leben: »die Füße im Wasser, den Kopf im Feuer«, wie der Araber singt. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus kommt der Palme in Syrien lange nicht die Bedeutung zu, die sie in Arabien und in Egypten (siehe Seite 10) gewinnt, wo dieser Baum das Ein und Alles des Wüstenbewohners bildet, von dessen Holz er sein Haus baut, mit dessen Blättern er das Dach deckt und von dessen Früchten er und sein Kameel lebt Jahr aus Jahr ein.

Der treue Begleiter der Palme ist stets der Feigen-cactus, *Opuntia ficus indica*; obgleich die Bedeutung der Frucht nicht zu unterschätzen ist, indem vom Monat Juli bis September der gemeine Mann, namentlich aber die gemeine Jugend von derselben lebt, so ist die bis zu drei und vier Meter Höhe wuchernde Pflanze als Grenzhaag und Schutzmauer für das Eigenthum noch viel wichtiger. Da die Begriffe vom Eigenthum, insonderheit der Früchte des Feldes, sehr laxe sind, so ist eine Hecke von Opuntien, die wie mit einem Stachelpanzer den Garten umgibt, ein undurchdringlicher Schutz. In Hohlwegen von Opuntien führen die Wege oft weite Strecken hin, bei Begegnung belasteter Maulthiere und Kameele ist das Ausweichen in der That gefährlich, denn die Stacheln des Cactus zerreißen nicht bloß die Kleider und Schleier, sondern dringen ein bis auf's Blut. Obgleich die Opuntienhecke mit der Zeit ausserordentlich wuchert und viel Kulturland einnimmt, so liebt man doch ihren dauerhaften Schutz, denn man lebt geschützter hinter einer solchen Hecke, als hinter hohen Mauern. Die Pflanze geht zwar am Libanon einige hundert Meter in die Höhe, aber ihre Bedeutung als Einfriedigung der Gärten hat sie nur in der unteren Zone.

Die zweite Zone ist die des Oelbaums und der schmalblättrigen, immergrünen Sträucher.

Der erste und wichtigste Charakterbaum dieser Zone ist der Oelbaum mit den abenteuerlichen Gestaltungen seines Stammes. Höchst selten trifft man einen gerade und schlank gewachsenen Baum, fast alle Stämme sind krumm, zerrissen, wie vom Blitz gespalten, die alten Bäume sind hohl, durchbrochen wie ein Glockenstuhl, an der Basis wird stets Erde aufgehäuft, um die Wurzelknorren zu decken, die sich aus dem Boden herausarbeiten. Auf diesem phantastischen Stamm stehen nicht etwa starke Aeste, welche die Zweige vermitteln, sondern ein Wirrsal dünner schlanker Zweige. Uebersieht man daher die Olivenpflanzungen, z. B. in der Provinz Kura oder bei Schueifat, wo Hunderttausende von Bäumen beieinanderstehen, so sehen dieselben wie ein Niederholzwald aus, der auf Stelzen steht. Landschaftlich ist der Baum höchst unschön, das fahle, grauweiss schimmernde Laub giesst eine trübe Farbe über das Land aus, man glaubt, es liege dichter Staub auf den Blättern. Um sich mit dem Oelbaum auszusöhnen, muss man eigentlich an seine kulturgeschichtliche Bedeutung denken, die in den phönizischen Landen anhebt. Der Baum wächst überall wild am Libanon, um aber geniessbare Früchte zu gewinnen, muss er veredelt werden, nur solche treffen wir in den Pflanzungen, veredelt in den mannigfaltigsten Sorten. Wenn im Juni die Olive anfängt zu reifen, werden zuerst die Früchte gewonnen, welche zur unmittelbaren Nahrung bestimmt sind. Dieselben werden gebeizt und in Tonnen eingemacht, erst die vollkommen ausgereifte Frucht liefert gequetscht das Oel, das dem Südländer jedes Fett ersetzt und die Stelle von Butter einnimmt. Mit demselben Behagen, mit dem wir Abendländer ein Butterbrod verzehren, taucht der Libanese seinen rauhen Brodfladen in eine ölgefüllte Schale und isst dann die fetttriefende Frucht zu der dünnen, sauren Milch der mageren Kühe. In den Plantagen duldet der Oelbaum kein zweites Gewächs neben sich, nicht einmal Zwiebel und Lauch. Der Boden unter den Bäumen bleibt

immer offen und wird zweimal im Jahr mit dem Pflug gelockert.

An den Oelbaum reiht sich der Feigenbaum, dessen eigentliches Vaterland gleichfalls am Libanon zu suchen ist. Er ist der eigentliche Hausbaum, der an der Mauer herauswächst, oder aus Felsenspalten und Ruinen. Sein schwammiges Holz taugt zu nichts, es wächst zu schnell und die Aeste sind wie Schlangennarme anzusehen, mit denen der Baum um sich greift. Auch der Feigenbaum wird veredelt und zwar oculirt, und gibt es eine grosse Mannigfaltigkeit von Sorten mit Früchten aller Grössen und Farben. Man geht sicher nicht irre, wenn man diesen beiden Bäumen — Oelbaum und Feigenbaum — einen Antheil zuschreibt an der Erziehung der Menschheit, welche zuerst in diesen Bergen es gelernt hat, Bäume zu ziehen und zu veredeln. Wenn Hirtenvölker den ersten Culturschritt machen und zum Bau des Ackers mittelst einer Sommersaat schreiten, so ist der zweite Schritt die Wintersaat und der dritte letzte die Baumzucht, womit eigentlich erst der Begriff der Heimat und des Eigenthums aufgeht. In diesem Sinn nennt Plutarch den Feigenbaum einen Führer zu reineren Sitten und zu edleren Göttern, in diesem Sinn ist der Oelbaum, der Minerva geheiligt, das Bild geistiger Helle, das Symbol des Friedens geworden.

Ein Führer zum friedlichen Gewerbe endlich ist der Maulbeerbaum¹³, den Alten allerdings nur als Baum mit der sauersüssen Frucht bekannt, aber seit den Zeiten der Araber das wichtigste Industriegewächse geworden, doppelt wichtig für den Naturforscher, als es sich nicht blos einfach um den Bau der Pflanze handelt, sondern um die Zucht und Behandlung einer ausnehmend difficilen Gattung von Insekten.

Das freie Feld aber neben diesen drei Kulturbäumen, namentlich die freien luftigen Höhen mit den Felsblöcken, ist von jenen duftigen Sträuchern und Kräutern bekleidet, die vom Fusse gestreift die Luft mit Wohlgerüchen¹⁴

erfüllen: Myrthe, Thymian, Lavendel, Salbei, Cistrose, Styrax und dazwischen das grosse Farrnkraut *Pteris aquilina*. Ist der Untergrund Sandstein und Sandboden, so darf man mit Sicherheit darauf zählen, dass sich die Pinien¹⁵ mit ihrem stolzen Wuchs erheben und ihr dunkles Schirmdach in der Höhe von 15—20 Meter aufspannen über ihre Umgebung.

Mittlerweile sind wir 1000 Meter über dem Meere angelangt, wo eine dritte Zone sich entfaltet, die Zone der Hölzer, die im Herbst ihr Laub verlieren, um es auf's neue im Frühling zu bekommen. Liebe Bekannte begegnen uns hier: der Nussbaum, die Aprikosen, Pfirsiche und in erster Linie der Weinstock, der von hier ab bis zu 1500 Meter über dem Meer den Mittelpunkt der Cultur bildet. Den Hut ab vor diesen Weinbergen und vor diesem Klima, wo man nicht ängstlich die Sommertage zu zählen braucht, ruft der deutsche Weinbauer, hier ist heiliger Boden, hier ist die Wiege des Weinstocks! Ja hieher verlegt man sogar, wie uns der Ritter von der Harff¹⁶ vermeldet, den Ort, da Gott den Adam erschaffen hat. Man konnte sich in der alten Zeit die Wiege der Menschheit nur da richtig denken, wo unsere Culturgewächse ihre Heimat haben. Der Weinstock, eine Reihe von bekannten Gartenpflanzen, Rosen, Lilien¹⁷, Tulpen, Narcissen, Hyacinthen und Aquilegien — das Alles wächst hier im Freien und heimelt uns in einer Weise an, dass wir auf Augenblicke vergessen möchten, fern von der schwäbischen Heimat zu sein. Wir könnten ebenso gut an den Gehängen des Neckars, der Jaxt und der Tauber uns wähnen. Bei näherer Betrachtung freilich stellt sich da und dort ein unbekannter Gast ein unter den Pflanzen, wie der Korallenbaum mit korallrother Rinde an Stamm und Aesten und den lichtgrünen Blättern, oder die syrische Eiche mit ihrem oben glänzend grünen, auf der Unterseite gelben Blatt. Namentlich aber fällt uns das syrische *Cyclamen*¹⁸ auf, das hinter jedem Felsblock neugierig hervorlugt und sein schneeweisses Silberköpfchen mit rosen-

rothem Hauch jedem Vorübergehenden freundlich entgegenstreckt.

Ueber 1500 Meter geht es nun hinauf über Büsche von wildem Holder und dem Libanonwachholder in Regionen, die immer kahler werden. Der letzte Bau, den wir hier oben treffen, ist der der Gerste an den flächeren Gehängen oder auf Treppen des Gebirgs. Sonst begegnen wir nur kahler Steppe und magerer Waide mit vereinzelt Coniferen, der Thuja und Cypresse¹⁹. Einstmals mögen hier Waldungen gestanden haben, denn halb vermoderte oder verbrannte Baumstumpen trifft man allenthalben, jetzt stehen aber nur noch einzelne Exemplare, schwarze Punkte aus der Ferne gesehen, wie in Trauer um ihre gefallenen Brüder, lauter uralte Bäume, welche der Libanese nicht fällen kann, meterdicke Wachholdercypressen und die gewaltigen Pyramiden der Thuja. An einem einzigen²⁰ Orte des Gebirges endlich, eine Stunde oberhalb des Dorfes Bscharreh, drei Stunden von Eden und dem Sitz des Patriarchen von Cannobin, bei nahezu 2000 Meter über dem Meer, steht noch der Rest des alten Völkerheiligthums, dessen Anblick schon die Dichter des Alten Bundes begeisterte, des berühmtesten Haines, den die Geschichte kennt, des Cedernhaines. Die Ceder des Libanon ist unstreitig der ehrwürdigste Baum, den es auf Erden gibt, seit David und Salomo ist sie »der Baum Gottes« (Psalm 80, 11). Theophrast nennt sie den »bewundernswürdigen« Baum Syriens, Plinius die *Cedrus magna Libani*, die nach den Bibelerklärern des siebzehnten Jahrhunderts »viel ein köstlich Holtz hat, das weder der wurmb frisst, noch ein Fäulniss angreift, kompt von den Bäumen, die alleröberst auf dem Berg Libanus stehen, mehren sich nicht in der zahl, werden auch nicht wild und bleiben aus sonderbarer Schickung Gottes gleichsam zur Bezeugung weiland gewesener Herrlichkeit des jerosolimitanischen Tempels«. Der älteste Reisende, der über die Zahl der Cedern Nachricht gibt, ist Bellonius im Jahr 1550. Derselbe zählte 28 Stücke. Im Jahr 1573 ist der Arzneien-Doktor

Bernh. Rauchwolff, vom Sitz des Patriarchen in Cannobin aus, den er wegen dessen arthritits medicinisch behandelte, mit zehn Mönchen zu den hohen Cederbäumen aufgestiegen. Er hat der grossen Bäume, »die etlich klafter dick sind, vier und zwentzig« gefunden. Er vermeldet ferner, er habe sich nach andern jungen umgesehen, aber keine finden können. Die nächste genaue Zählung gibt uns Pocock vom Jahr 1754, d. h. 181 Jahre später, derselbe fand 15 grosse Bäume, »einen massen wir, er hatte 36 Fuss«. 56 Jahre später, im Jahr 1810, zählte der berühmte Reisende Burckhardt von Basel elf oder zwölf der ältesten Bäume, 25 sehr grosse, 50 mittlere, 300 kleinere, macht zusammen 386. Ich zählte in diesem Frühjahr genau 377 Stück (Seite 34). Alles in Allem: der Riesenbäume, deren Stamm 10 Meter und darüber misst, sind es nur noch fünf. Unsere Enkel die etwa einmal nach den salomonischen Cedern sehen wollen, werden sie nicht mehr finden, sie stehen am Libanon sozusagen auf dem Aussterbe-Etat und sind seither in die nördlichen Zonen gewandert, nach Deutschland, Frankreich, England, Schottland und Russland, wo das dermalige Klima dem einstmaligen Klima am Libanon zu entsprechen scheint.

Der Cedernhain ist ganz unstreitig der Mittelpunkt und Glanzpunkt des ganzen Libanons. Zwei herrliche Mondnächte habe ich im Zelt beim Rauschen der Wipfel unter einem der fünf Riesenbäume verbracht. Ich weiss Nichts in meinem ganzen Leben, was einen ähnlichen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht hätte, selbst die Felsenspitze des kahlen Sinai nicht ausgenommen, als dieser Anblick dreitausendjähriger lebender Wesen: es war mir, als stünde eines der vorweltlichen Geschöpfe, ein Mammuth oder ein Nashorn, oder der Riesenhirsch vor mir, deren Knochen in dem Boden liegen, auf welchem die Cedern wachsen. Aehnlich dem Boden der heiligen Roma besteht der Cederngrund aus sieben Hügeln von Schutt, vor Zeiten von Gletschern zusammengeschoben, die von den Höhen des Makmel herniederhingen. Es ist —

wie das schon Hooker 1862 vollkommen richtig beobachtet hat — alter Moränengrund, glacialer Schutt, auf dem der Cedernhain steht, der sozusagen der letzte lebende Zeuge einer vorsündfluthlichen Zeit ist. In so fern hat die Mönchs-sage, die im Libanon cursirt, einige Berechtigung, dass nämlich »die Cedern seit Erschaffung der Welt am Libanon wachsen und während der Sündfluth von Gott seien geschützt worden, um ein Holz zu haben für den Bau des Tempels zu Jerusalem.«

Wollen wir von den Cedern noch höher hinauf auf die überragenden Berge, so geht es über steiniges Gebirgsgehäng mit mageren, stachligen Büschen besetzt und einer niedrigen dünnen Alpenflora: Steinbrech, gelber Mohn, ein rothbraunes Bilsenkraut, niedere Alpenrosen und stachlige Rasen, nicht anders als einem lichtgrünen Igel zu vergleichen, unter dessen Schutz Scylla, Crocus und Silene und Alpenveilchen nur verstohlen noch ausblicken, bis wir an der Grenze des Schnees²¹ angelangt sind, der weiteres Aufsteigen unmöglich macht.

• Die geologischen Verhältnisse im Libanon. Rundschau. Prähistorische Schichten. Formation der Kreide. Basaltit und Melaphyr. Braunkohlen. Bernstein und Bitumen. Oberflächegestaltung des Gebirgs. Schichtenaufrisse. Felsenspalten.

Von den höchsten Höhen aus bietet sich die beste Gelegenheit, eine Rundschau zu halten über den Boden des Libanon. Vor uns in langen Gufferlinien, die mit den Cedern anheben, die alte Moräne, die fast 300 Meter mächtig am Rand des Steilgehänges klebt, ein buntes Durcheinander von Schutt und Felsblöcken, wie sich das auf dem Rücken der Gletscher sammelt, um langsam, aber sicher seine Fahrt zur Ebene zu vollenden. Ueberall legt sich nun auf dem ganzen Wege, den der Gletscher zurückgelegt hat, glacialer Schutt an die Thalränder, in alle Biegungen und Buchten, namentlich auch in die zahlreichen Grotten und Höhlungen; der röthliche Boden cementirt sich mit Kalk und sind darin für alle

Zeiten die Spuren prähistorischer Menschen und Thiere enthalten. Drei Grotten, die ich zu untersuchen Gelegenheit fand (Seite 25), lieferten zu meiner nicht geringen Freude dieselben Resultate, wie die Untersuchung europäischer Höhlen: Feuersteinsplitter, Pfeilspitzen und Messer und daneben Thierknochen längst verschwundener Geschöpfe, welche der Urmensch vordem gejagt, Nashorn, Auerochs, Bär, Steinbock, die Urziege, Gazellen und Antilopen.

Ueber uns aber und neben uns in meilenbreiten Bändern liegen in bewundernswürdiger Klarheit Schichten übereinander, denen auf den ersten Blick schon das Gepräge einer Flötzformation aufgedrückt ist. Bei näherer Untersuchung stellt sich heraus, dass alle die tausend Schichten von Mergel, Kalk und Thon, von Marmor, Dolomit und Kreide, von Sandstein und Sand ohne Ausnahme der mittleren Kreidezeit²² angehören und dem Alter nach der sächsischen Schweiz parallel laufen oder den Felsen von Nizza, Marseille, dem Mont Ventoux bei Avignon oder dem hohen Karst bei Triest. Bei der grossen Regelmässigkeit, mit der dieses Kreidegebirge aufgebaut ist, herrscht vielfach eine grosse Monotonie und würde das Gebirge seiner eigentlichen Schönheit vielfach entbehren, wären nicht glücklicher Weise an viel hundert Stellen mitten in der Kreidezeit Basaltite²³ und Melaphyre zum Ausbruch gekommen. Schwarz und dunkelbraun hat sich ein Kern eruptiven Gesteins zwischen die Sandsteine eingelagert, aber nicht in spitzen Zacken und Zinken, wie wir z. B. die Berge des Hegau's kennen, sondern in riesigen Säcken und abgerundeten Bäuchen, die sich quer in's Land legen. Zur Rechten und zur Linken eines solchen Basaltitstockes breiten sich auf die Erstreckung von Kilometern hin dunkelgrüne Tuffe aus, die sich in die Sandsteine einkeilen, und ihnen die Farbe der verwitterten Tuffe mittheilen. In tief eisenrothen, licht rosarothern, braunen und gelben Farben, in Terracotta und Sepia kleidet sich der Fels, dazwischen verführerisches Schwarz, das nur von Kohle

herrühren kann und in Streifen und Schmitzen auf weite Strecken sich hinzieht. An solchen Punkten haftet zur Zeit das Auge des Arabers. Er, der ohnehin in jedem Schwefelkies Gold, im Glimmer und Dolomitspat Silber, in den braunen Eisenerzen Kupfer sieht, hegt bei aller Unkenntniss das unbegrenzteste Misstrauen gegen Jedermann und verschweigt entweder die Fundorte der Minerale, oder gibt er sie falsch an. Steinkohlen im eigentlichen Sinn des Worts gibt es nun natürlich nicht, da der herrschende Horizont die Kreide ist und keine alte Formation, aber Braunkohlen²⁴, Lignite und Pechkohlen, die in Deutschland für ökonomische Zwecke längst ausgebeutet wären. Wo die Sandsteine zu Tage gehen und namentlich in der Nähe des eruptiven Gebirgs, geht gern auch Kohle zu Tag und hat in ihrer Begleitung zwei verwandte Körper, denen der Fachmann bald seine volle Aufmerksamkeit schenkt: Bernstein²⁵ und Bitumen²⁶, der erstere ist das fossile Harz der Kreidehölzer, aus der Sippe der Coniferen und Cycadeen und steckt oft noch förmlich in den Ligniten, der andere ist thierisches Fett mit zweifelhaftem Geruch, das die Schiefer und Thone durchdringt.

Im grossen Ganzen lagern die Sande und Sandsteine mit dem eruptiven Gestein in der Mitte der mächtig entwickelten Kreideformation, welche vom Meeresufer ab bis auf die höchsten Höhen der Schneegrenze ein und dieselben Horizonte einhält und die obere und untere Rudistenzone²⁷ darstellt. Läge das mächtige Schichtensystem in lauter Horizontalen übereinander, so böte der Libanon ein Bild trostlosen Einerleis, nun aber zieht sich zunächst von Nord nach Süd der gewaltige klaffende Schichtenaufriß, welcher das Bekáa bildet und sich in der Jordanspalte bis in das Ghor fortsetzt. Rechtwinklig darauf haben Sprünge von Ost nach West das Gebirge noch weiter gespalten und zerrissen und die Schichten bald auf den Kopf gestellt, bald schief gelegt. Diese Sprünge und Aufrisse, die gleich mehrere

hundert Meter tiefe senkrechte Wände bilden, haben die Gewässer, die von den Höhen niederstürzen, als Bett benützt und im Lauf der Zeit ausgeweitet. Zwei von den Libanonflüssen entspringen in der Bekáa, es ist der Litani (Leontes) und der Nahr Kebir (Eleutheros). Jener, der bei Baalbeck entspringt, fließt zuerst von Nord nach Süd, als ob er der Jordanspalte zueilen wollte. Plötzlich aber biegt er bei dem alten Kreuzritterschloss Beaufort unter einem rechten Winkel gegen Westen ab und stürzt sich nach kurzem Lauf bei Tyrus in's Meer. Ebenso biegt der Nahr Kebir ab, gleichfalls im Norden des Gebirgs dem Meer zueilend. Die im Westen des Gebirgspasses entspringenden Ströme tragen alle ein und denselben Charakter an sich, zwischen 1500 und 1000 Meter über dem Meer aus Felsengrotten entspringend, stürzen sie alsbald tosend in gewaltigen Wasserfällen in die tiefen Dolomitschluchten, in Felsenschründe, die keines Menschen Fuss je betreten hat, noch je betreten wird: so der Nahr Ibrahim (Adonis) aus der Grotte von Afka, so der Kadisha unterhalb des Cedernhaines, der Djôs, der Nahr el Kelb, der Awali. Die Felsenspalten, welche die Wildbäche durchtosen, sind ebenso viele unübersteigliche Schranken gegen feindliche Angriffe, also dass kein Volk auf der Welt sicherer wohnt, als die Bergvölker des Kesruan und Tanurin. Kein Feind darf je es wagen, auf halsbrecherischen Pässen, wo, wie Ritter Harff sagt, »zehen tusend wehren mögen« und in unzugänglichen Felsschründen ein urkräftiges, tapferes, seiner Freiheit bewusstes Volk anzugreifen.

Das Volk im Libanon. Zahl der Bevölkerung. Religiöse Erscheinungen. Maroniten. Griechen. Jacobiten. Protestanten. Drusen. Moslems. Moteollis. Ismailiten.

Somit hängt die Geschichte des Libanon auf's engste zusammen mit der oberflächlichen Gestaltung des Landes. In dem unzugänglichen Land zwischen dem Kadisha und Nahr el Kelb hat sich das in den ersten Jahrhunderten nach Christus allgemein verbreitete Christenthum rein erhalten, während sich an den Grenzen des

Gebirgs der Einfluss des rings den Libanon umschliessenden Islams geltend macht.

Der Libanon ist beiläufig bevölkert wie Württemberg, bevölkerter als der Schwarzwald, nicht so stark bevölkert als der Neckarkreis, indem 300,000 Einwohner auf rund 50 Quadratmeilen wohnen. Von diesen sind 230,000 Christen, die übrigen sind Drusen und Moslems, so dass man den Libanon mit Fug und Recht ein christliches Land nennen kann und zwar ein Land, das sein Christenthum noch aus der ersten Hand der ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung hat. Maroniten nennen sich die Christen nach dem Heiligen Maron, der um's Jahr 400 ein frommer Einsiedler war, von dem Chrysostomus sehr ehrend redet. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts lag zwischen Hama und Emesa ein berühmtes Kloster des heiligen Maron, das sich den Beschlüssen der chalcedonischen Synode unterwarf. Sonst wissen wir nichts von der Entwicklung des Christenthums in dem Libanon aus diesen ältesten Zeiten: die erste Erwähnung des Namens »Maroniten« und zwar als eines Ketzer Namens, fällt in das achte Jahrhundert. Bekanntlich fällt in die Zeit des siebenten Jahrhunderts jener grosse Kampf innerhalb der morgenländischen Kirche um speculative theologische Fragen; es erhitzten sich die Geister über Fragen nach der Beschaffenheit der Person Christi²⁸ und die Vereinigung der beiden Naturen in dieser Person. Mittlerweile aber war die Sonne blutigroth hinter Mekka aufgegangen und waren die Schaaren fanatischer Moslems gegen den morschen Bau der morgenländischen Kirche angerannt, der denn auch beim ersten Prall über den Haufen stürzte, so dass zu Ende des achten Jahrhunderts schon das Christenthum wie weggefeigt war, wenn die Schaaren der Khalifen erschienen. Auf den Felsen des Libanon ward jedoch nie der Halbmond aufgepflanzt, hier erhielt sich das Christenthum fort, allerdings abgeschnitten von den anderen Christen, isolirt wie auf einer Insel im Meere des Islams.

Gleichwie man mit Recht die Volkstrachten einer Gegend als Reste einer früher allgemeinen Mode betrachten darf, z. B. die Tracht des Schwarzwälders dem sechzehnten, kurze Hose und Dreispitz des Remsthälers dem Anfang des vorigen Jahrhunderts entstammend, so ist das maronitische Christenthum, wie es von jetzt ab heisst, der Rest des im siebenten Jahrhundert gebräuchlichen, orthodoxen Staats-Christenthums. Um die spätere Verdammung dieser Beschlüsse hat sich der Clerus im Libanon so wenig gekümmert, als um den Bannstrahl von Rom, der wiederholt, letztmals 1215 gegen die Monotheleten des Libanon geschleudert wurde. Während der Kreuzzüge²⁹ hatten die fränkischen Barone die starke Hand und die gute Klinge der Libanesen kennen gelernt. Sie hielten immer treu zum Christenheer, das ihre Hilfe sehr hoch schätzte, da sie mit der Gefechtsweise der Saracenen viel besser vertraut waren, als die abendländischen Ritter. Um so mehr lag den Kreuzfahrern daran, die Maroniten zu bekehren, die ihnen als Ketzer geschildert wurden. Bei aller Anerkennung der Tapferkeit und Hilfe beklagen die Kreuzfahrer diese Ketzerei und geben sich Mühe, sie zu guten Christen zu machen. 1182 schreibt auch der Erzbischof Wilhelm von Tyrus, es sei dem Patriarchen Amalrich von Antiochien gelungen, die Maroniten zum wahren Glauben zurückzuführen. Aber Allem nach war diese Bekehrung eine sehr oberflächliche oder vereinzelte, denn 33 Jahre später werden sie wieder von Rom aus in den Bann gethan, der allerdings durch die Bemühung des Bischofs Jeremias im folgenden Jahr wieder zurückgenommen wird. Im Wesentlichen aber scheint sich nichts verändert zu haben in der Entfremdung der Maroniten vom römischen Cult, denn es schreibt Girolamo Dandini, der im Auftrag des Pabsts 1596 ein Concil zu Cannubin abhielt, es sei ihm gelungen, die Maroniten dem päpstlichen Stuhl zu unterwerfen, allerdings bleiben noch einige Abweichungen bestehen, wie z. B. die Priesterehe, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und eigene

Heilige. Diese Abweichungen bestehen heute noch wie vor 300 Jahren oder wie sie vor 100 Jahren bestunden, da ein Karmelitermönch dem Reisenden Jonas Korte klagt, die Maroniten erkennen zwar den Pabst als ihr Oberhaupt an, sonst aber haben sie nichts Katholisches. Obgleich endlich 1870 auch maronitische Bischöfe auf dem Concil zu Rom für die Unfehlbarkeit des Pabstes stimmten, so halten sie doch nach wie vor ihre Messe in der syrischen Sprache, haben ihre eigenen Heiligen und Feste, gestatten die Priesterehe und theilen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus.

Neben den Maroniten sind noch etwa 50,000 griechische Christen im Libanon, die sich in zwei Parteien spalten, in »orthodoxe«, d. h. solche, die unter dem Patriarchen von Jerusalem und Antiochien stehen und ihren Gottesdienst in arabischer Sprache halten und in griechisch-katholische, die, unter dem Patriarchen von Damaskus stehend, die Autorität des Pabstes in Rom in ähnlicher Weise anerkennen, wie die Maroniten und gleichfalls Seitens Roms eine Reihe Concessionen geniessen hinsichtlich der Liturgie, der Priesterehe und des Abendmahls.

Die Jacobiten, deren es allerdings nur drei Klöster im Libanon gibt, bilden den Rest der alten Monophysiten, wie die Maroniten den Rest der früheren Monotheleten.³⁰

Dass endlich auf dem für theologische Culturen so fruchtbaren Acker des Libanon auch der Protestantismus Wurzel gefasst hat, ist fast selbstverständlich. Den Samen streuten amerikanische Missionäre aus, die ihre Hauptstation im grossen »american college« zu Beirut haben, einer Art Universität für die Libanesen, auf welcher neben der englischen Sprache Geographie, Physik und Geschichte gelehrt wird und zwei hochgeschätzte Aerzte vollständige Kurse für Mediciner geben. Das College hat im Gebirge fünf bis sechs Stationen, in welchen der vorbereitende Sprachunterricht gegeben wird neben dem evangelischen Catechismus und zugleich die Kinder in der practischen Naturgeschichte, im Sammeln von Mineralien,

Versteinerungen, Wurzeln, Zwiebeln u. s. w. practische Anweisung erhalten. In Beirut ist ferner ein deutsches Johanniter-spital und evangelisches Diakonissenhaus, in welchem die deutsche evangelische Gemeinde mit einer Glocke aus französischem Kanonenmetall zum Gottesdienst ruft, welche Fürst Bismarck der Gemeinde vermittelt hat. Endlich fangen auch unsere schwäbischen Colonisten⁶ an, Wurzel zu fassen in der syrischen Küstenebene, es sind die Anhänger des deutschen Tempels aus dem Remsthal und Neckarthal, also dass man neben »Naher Said« und »Salem aleikum« ein freundliches »Grüss Gott« vernimmt aus dem Munde ehrlicher Schwaben.

Eine nicht minder merkwürdige Erscheinung als die der Maroniten im Libanon ist die der Drusen³¹, die im südlichen Libanon zu Hause sind in den Provinzen Schuf, Gharb, Schehar, Dschurd und Metn. Ausserdem sind die Drusen in der Provinz Acre und in dem Haurân zu Hause. Die Drusen sind ein Ableger des Islams in Verquickung mit christlichen Elementen, sind aber weder Moslems noch Christen. Ob sie von dem persischen Sectirer Muhamed ibn Ismail el Darazi abstammen oder von dem französischen Grafen von Dreux, der mit Gottfried von Bouillon in's heilige Land zog und dort sich mit den Töchtern des Landes verband, lassen wir dahin gestellt sein. Thatsache ist, dass die Drusen keine Religion zu haben vorgeben, an Einen Gott zwar glauben, aber weder an die Bibel noch an den Koran, keine Fasten halten, Wein trinken, der Vielweiberei sich entschlagen und die Gastfreundschaft heilig halten. Thatsache ist ferner, dass die Drusen ein prachtvoller Schlag Menschen sind, schön, tapfer, voll Poësie und Heldensinn, aber auch wild, grausam, treulos. Drusen und Maroniten lebten Jahrhunderte lang nebeneinander, ihre Unabhängigkeit nach aussen während, im Innern fehlte es nie an Parteikämpfen unter den Adelsgeschlechtern. Maroniten und »Trusci«, wie Dr. Rauchwolff vermeldet, sind »treue Bundesgenossen wider die Türken, sind aber weder Christen noch Türken, noch Mohren, noch Juden.«

Erst dieses Jahrhundert hat die Stämme blutig entzweit. Vom Jahr 1824 bis zum Jahr 1860 hörten die Kämpfe beider Nationen nicht auf, bis diese mit den Gräuelszenen von Deir el Kamr, Damask und Saida endeten³² und der Einmischung der Franzosen. Seit dieser Zeit ziehen jährlich Hunderte von Drusen aus dem Libanon aus und lassen sich im Haurân nieder, so dass das Land sich mehr und mehr von Drusen entvölkert, während ihre Besitzungen vielfach in die Hand der maronitischen Klöster übergehen. Ihre Zahl wird kaum noch viel mehr als 40,000 betragen.

Ausser ihnen leben noch 15,000 Moslems in den Grenzen des Gebirgs und beiläufig ebenso viele Meteollis⁷, Metawilis, die von Christen und Moslems als sehr zweifelhafte Nachbarn angesehen werden. Sie sind Schiiten, d. h. Anhänger des Khalifen Ali, während die orthodoxen Moslems bekanntlich Sunniten sind, d. h. Anhänger des Khalifen Omar. Ihr Name bedeutet »Erklärer« wegen ihrer mystischen und allegorischen Auslegung des Korans, von dem sie kein wörtliches Verständniss annehmen, sondern einen inneren Sinn. In Djéba wohnt der grosse Schech der Meteollis, der achtzigjährige Schech Abdellah, der Geleitsbriefe nach Persien ausstellt und in so hohem Ruf der Heiligkeit steht, dass er Plätze im Paradies vergeben kann, die meterweise verkauft werden. Ob er gleich in ausgedehntem Mass hievon Gebrauch macht und Gold genug bei ihm hiefür eingeht, lebt der Alte doch in Lumpen, die kaum seine Blösse decken, schläft auf dem nackten Boden und verlebt seine Tage auf dem Gebetplatz neben der Moscheequelle unter dem riesigen Nussbaum und drei uralten Trauerweiden.

Endlich leben noch einige hundert Ismailiten an der Nordgrenze des Libanon von Viehzucht und Ackerbau, Reste der alten Assassinen und bekannten Meuchelmörder, deren fanatische Sekte unter dem »Alten vom Berge« das Abendland zur Zeit der Kreuzfahrten mit Entsetzen erfüllte. Sie deuten ähnlich den Koran wie die Meteollis, so dass ausser Geheimlehren nichts mehr vom Koran übrig bleibt.

Die Wohnungen im Libanon. Baustyl der Steinkästen. Häuser der Reichen. Schlösser. Kleidung und Tracht. Das weibliche Geschlecht. Schleier. Schuhe. Das Nargileh.

So wunderlicher Art sind die religiösen Schattirungen im Libanon, deren Träger zur Zeit scheinbar friedlich neben einander wohnen unter einem freisinnigen, humanen Gouverneur, der Jeden glauben lässt, was er mag und zufrieden ist, wenn er nur seine Steuern bezahlt. So kann man heute die Nacht in einem Maronitenhaus verbringen, sein Mittagsbrod bei einem Meteolli nehmen, um die nächste Nacht bei Drusen zu schlafen. Die Wohnungen der Einen wie der Andern aber sind in demselben Styl aufgeführt, dem Baustyl³³ der Steinkästen, wie man ihn nennen muss. Da sämtliche Dörfer und Städte im Gebirge an den Berg angebaut sind, so sind alle Wohnungen mehr minder in den Berg hineingebaut, das Erdgeschoss ist dann der Raum für das Vieh, die Ziegen, den Esel, das Pferd. Darauf sind vier Steinwände aufgeführt in der Regel vier Meter lang und drei Meter hoch. Neun Pinienstämme mit einem Querholz und Tragpfosten bilden das Dach. Zwischen den Stämmen liegen Naturhölzer, auf denselben Dorngestrüppe, auf welchem Lehm zu einer Art Estricht festgestampft ist. Auf jedem Dach liegt eine steinerne Handwalze, die, sobald es zu regnen anfängt, in Bewegung gesetzt wird, um das Dach dicht zu machen. Auf der Wetterseite, d. h. gegen Süden, ist die Wand massiv, die andern drei Wände haben die Thüre und je eine Fensteröffnung mit Läden. In der einen Ecke des Hausraums sind hölzerne Etagen angebracht für die Hausgeräthe, in der andern Holzhurten für Teppiche, Kissen und Matratzen. An der fensterlosen Wand läuft eine Holzbank hin mit zweifelhaftem Polster und in der Regel mit einem rosafarbigem Zeug behangen. Für den Heerd ist vor der Thür irgend eine Art Schuppen angebracht, in welchem zugleich einiges Holz liegt. Kleine Hausgärtchen oder Baumpflanzungen sind fast an jedem Haus, zumal wenn zu oberst im Dorf ein frischer Quell entspringt, der in Gräben und

Rinnen durch das Dorf geleitet ist. Ein Nussbaum oder ein Weinstock beschattet häufig das Haus, oder reckt ein Feigenbaum seine schlangenförmigen Arme aus, um mit seinen breiten Blättern Schatten zu spenden im Sommer. Diess ist das gewöhnliche Bauernhaus. Die Häuser der Wohlhabenden und Reichen³⁴ sind nicht etwa in einem andern Styl gebaut, etwa mit mehreren Stockwerken übereinander, sind vielmehr nur ein Complex mehrerer Steinkästen nebeneinander, möglichst so situirt, dass sie einen Hofraum umschliessen. In den Häusern der Mudire, Kaimakane oder Schechs sind sogar Salons eingerichtet, in welchen Pariser Möbel stehen, ein Cheminée mit einer Pendule, ein Spiegel und neben ihm die auch im Libanon unvermeidlichen Photographien. Ruinen alter Emirsburgen trifft man vielfach im südlichen Libanon, wohlerhaltene Schlösser der Emire nur wenige, wie z. B. zu Salima, Muchtára³⁵ oder Beteddin. An diesen erkennt man noch alten Saracenenstyl, Säulenhallen, Spitzbögen. Als Sculptur über dem Eingang zu alten Schlössern ist vielfach noch ein am Halsband liegender Löwe zu beobachten. In Beteddin lenkt altes geschnitztes Holzgetäfel mit bunter Malerei die Aufmerksamkeit auf sich. Die Spuren dreissigjähriger Bürgerkriege sind überall noch sichtbar und erst in neuester Zeit weisen bessere Neubauten auf die sich bessernden Zeiten hin.

An die Wohnung schliesst sich Kleidung und Tracht. Im Allgemeinen treffen wir im ganzen Gebirge jene malerische morgenländische Tracht, welche den menschlichen Körper so wenig wie möglich beengt, weit und faltenreich, an Farbe möglichst bunt. Vorab die weite über dem Knöchel gebundene Pluderhose, welche die nie fehlende breite Leibbinde von bunter Seide oder Wolle hält. Beim Militär ist das Beinkleid weit nur bis zum Knie und verengt sich vom Knie ab bis zum Schuh. In der warmen Jahreszeit fehlt der untere enge Theil ganz und kann als Gamasche selbstständig getragen werden. Das Bein ist nackt, der Fuss ist mit einer

Socke bekleidet und steckt in einem grossen Schnabelschuh. Die berittenen Soldaten tragen Reiterstiefel oder Leder-gamaschen. Im Sommer geht man barfuss und kann dabei die Beobachtung machen, dass der Fuss in den weiten Schuhen nichts weniger als geschont wird, denn die Zehen sind in der Regel mit Hühneraugen und Auswüchsen bedeckt und vielfach missgestaltet. Die Farbe des Beinkleids ist vorherrschend weiss oder blau, der Gurt ist roth, gelb, lila, einfach oder gestreift. Enganliegende vielfach braune Weste oder enganliegende Jacke, über welcher noch ein Ueberwurf mit kurzen offenen Aermeln und einem reichen Besatz von Schnüren und Litzen getragen wird, vollenden den Anzug. Die Regierungsbeamten tragen schwarze Beinkleider und enganliegenden schwarzen Rock mit Stehkragen. Alle ohne Unterschied tragen den Tarbusch möglichst nach hinten auf den Wirbel gerückt, dass die Stirne frei ist und der vorherrschend brachycephale Schädel in die Länge gezogen erscheint. Die Kopfhare sind kurz geschoren, aber nicht rasirt, wie beim Türken, vom Bart bleibt nur der Schnauzbart stehen, den Vollbart tragen nur die Geistlichen. Letztere haben um den Tarbusch eine schwarze Binde geschlungen, die Drusen eine weisse, Meteollis blaue und grüne Binden. Die Moslems haben meist Goldfäden in die Binde gewirkt.

Das weibliche³⁶ Geschlecht trägt ausnahmslos den Schleier, die Kinder papageigrüne, gelbe, rothe, blaue — je schreiender die Farbe, desto schöner — die Frauen dunkelblaue oder schwarze Schleier, was Christinnen heisst. Bei ihnen hängt der Schleier nach hinten, so dass das Gesicht unverdeckt ist. Bei Wohlhabenden hält ein mit bunten Blumen gesticktes Sammtband den Schleier, das schief über die Stirne läuft und äusserst kokett sich ausnimmt. Die Frauen der Moslem und Meteolli verhüllen sich ganz mit weissen Schleiern, die so gebunden sind, dass nur die schwarzen Augen zwischen den Binden heraus lugen. Die Drusin dagegen verhüllt mit ihrem gleichfalls weissen Schleier

nur das halbe Gesicht beziehungsweise Ein Auge und zwar das rechte, wenn der Mann, dem sie begegnet, rechts, das linke, wenn er links ausweicht. Trägt die Frau bei solcher Begegnung eine Last mit beiden Händen, so fasst sie den Schleier mit den Zähnen. Alle Frauen und Mädchen ohne Unterschied tragen weite bauschige Beinkleider über dem Knöchel gebunden. Die Röcke reichen daher nur bis an die Gegend des Knies. Die Brust wird ganz allgemein offen getragen, was dem Abendländer anfangs das Auffallendste ist am libanesischen Weib. Die Schuhe der Frauen sind hölzerne Sandalen mit je zwei Stelzen unter der Ferse und unter dem Ballen. Das Gehen ist durch diese höchst eigenthümliche Fussbekleidung dem schönen Geschlechte so erschwert, dass ein wackliger langsamer Gang die sonst noch so schöne Gestalt verunziert, und merkwürdig: je vornehmer und reicher die Dame ist, um so bedächtiger wackelt sie daher und klappert würdevoll auf den Steinplatten ihres Hauses einher. Wie alle Levantinerinnen halten die Frauen der besseren Gesellschaft es für eine Schande, irgend anders sich zu beschäftigen, als ihre Hände in einanderzulegen und dieselben beschauend — nichts zu thun. Doch ja, sie haben einen Zeitvertreib und dieser heisst: Nargileh, das in keinem Hause des Libanon fehlt und von beiden Geschlechtern auf's eifrigste benützt wird. Mit dem Nargileh gehen des Sonntags die Damen spazieren oder lassen es durch einen Diener nachtragen, um den Abend unter einem Nussbaum oder Feigenbaum zu verträumen. Das Nargileh ist auch das Erste, was dem Gaste geboten wird, wenn er unter ein Dach getreten ist und nichts Originelleres auf der Welt, als in einer Emirfamilie sämtliche salonfähige Glieder des Hauses mit dem Gast die Wasserpfeife rauchen zu sehen oder besser: zu hören. Sechs bis acht Nargilehs in Thätigkeit machen eine brodelnde, röchelnde Musik, welche die Lachmuskeln des Fremden um so mehr erregt, je ernster und würdevoller den Emir oben an von Frauen, Töchtern, Söhnen und Haus-

freunden das Geschäft betrieben wird. Ein wohlriechendes Harz, Weihrauch oder Zucker auf die brennende Pfeife gestreut, erzeugt bald einen blauen Dunst, in welchen allmählig die einsilbige Unterhaltung sich hüllt.

Die socialen Verhältnisse. Der Clerus. Die Klöster und Mönche. Ihre Kleidung, Nahrung und Beschäftigung.

Zur Charakteristik der socialen Verhältnisse sei zum Schluss der drei hervorragendsten Gruppen der libanesischen Gesellschaft Erwähnung gethan, des Clerus, des Adels und des Militärs. Weitaus oben an steht der Clerus, dessen faktisch unbeschränkte Machtstellung tief in der ganzen Geschichte des Volks und des Landes wurzelt. Wohl nirgends in der ganzen Christenheit ist das Ansehen des Clerus so gross und so allgemein und übt derselbe zugleich eine Macht aus, deren Schwere die Genossen anderer christlicher Gemeinschaften oft genug zu fühlen bekommen. Es wird wohl auch in der ganzen Christenheit kaum noch ein zweites Land geben, wo so zahlreich Priester und Mönche vorhanden wären: sollen doch gegen 8000 Geistliche im Libanon hausen, seien es Landgeistliche und Priester, deren Verehelichung kein Hinderniss im Wege steht, seien es Mönche, die in den zahllosen Klöstern wohnen. Kann man wohl die dermaligen Zustände im Libanon mit deutschen Zuständen im Mittelalter vergleichen, so passt diese Vergleichung entschieden nicht in Betreff der geistlichen Bedeutung der Klöster. Wohl haben die Klöster auch im Libanon wie einst in Deutschland sich die schönsten und fruchtbarsten Plätze des Landes ausgewählt, denn wo nur immer ein reizender Punkt auf einer Bergeshöhe oder ein geschützter heimlicher Winkel in einem Felsenthal, steht auch ein Kloster, aber zu jenen Bildungsstätten geistiger Kultur, zu jenen stillen Plätzen des Studiums und der wissenschaftlichen Forschung wie in Deutschland hat sich noch keines erhoben. Der Klosterbau unterscheidet sich vom gewöhnlichen Steinkastenbau durch

nichts Anderes, als dass ein einfacher Glockenstuhl mit einem Glöcklein oder einer aufgehängten Eisenstange, die man mit einem Hammer anschlägt, dem Haus seinen geistlichen Charakter leiht. Eine Mauer umzieht wohl auch den Complex mehrerer Steinhütten. Nur in wenigen grossen Klöstern erhebt sich ein zweites Stockwerk über das Erdgeschoss. Je nach der Grösse der Klostergüter wirthschaften in diesen Bauten zwei oder drei, zehn oder zwölf Brüder mit einander, in den grossen 40 und 50 und darüber. Der holländische Reisende Minher Joos van Ghistele im Jahr 1572 hat seiner Reisebeschreibung verschiedene mit der Hand gemalte Bilder aus Syrien beigegeben, darunter die grosse Osternprocession der Christen in Jerusalem. Die ersten in der Procession sind hier »Maroniti« voran das Kreuz, woran die Spitze und die Querbalken mit dem bekannten Kleeblatt enden, folgen dann die Mönche mit Kerzen accurat in derselben Kleidung, wie wir sie heute noch sehen: dunkelbraunes, burnusähnliches Gewand mit schwarzer Kaputze. Der Gürtel ist ein schwarzgefärbter Ledergurt. Das Gewand des Bischofs ist rothbraun, um den Hals trägt er das goldene Kreuz. Wie sich in drei Jahrhunderten die Kleidung nicht geändert hat, so wenig die ganze Nahrung und Lebensweise, die wohl noch dieselbe ist, wie zur Zeit der Entstehung des Mönchswesens im Libanon, beziehungsweise der ersten Einführung des Christenthums. Fleischspeise kommt nie über die Lippen eines Mönchs, Milch, Oliven, Bohnen, Feigen und Weinbeere sind seine einzige Nahrung. Eier in Oel gebacken sind schon eine Delicatesse, die sich nur der Bischof und Superior erlaubt und womit der Gast regalirt wird. Ihr Getränke ist neben Wasser Café, selten nur Wein oder Branntwein. Von einem Genuss des Lebens oder von einer Bequemlichkeit, die wir wohl in europäischen Klöstern treffen, ist keine Rede, so wenig als von geistiger Arbeit, von Studium oder Wissenschaft. Die Tagesarbeit des maronitischen Mönchs ist die Arbeit im Feld, in den Weingärten und Seidegärten

des Klosters, pünktliches Abhalten der Hora und strenges Fasten. Bei dieser Einseitigkeit der Geistesrichtung bildet sich, was nicht verschwiegen werden darf, ein Geist des Hasses und der Feindschaft gegenüber von Andersdenkenden, die lateinischen Mönche nicht ausgenommen, aus, der in Zeiten der Aufregung als wilder, kriegerischer Sinn zum Ausdruck kommt. In der Zelle des Superiors vom Eliaskloster zu Ain Hamáda hängt ein schauerliches Gemälde, einen Mönch vorstellend mit brennender Pfeife, der mit der Linken einen Drusen am Schopf hält und mit der Rechten ihm den Kopf abschneidet. In dem grossen Kloster Meifuk, wo über 40 Mönche hausen, fragte ich vergeblich nach Tinte, die mir ausgegangen war. »Wir haben nichts zu schreiben,« war die Antwort. In den blitzenden Augen unter den schwarzen Kaputzen, die begehrlische Blicke auf unsere Lefauchaux und Revolver warfen, konnte ich zur Genüge lesen, dass sie auf Flinte und Pistole sich so gut verstehen, als auf das Schwingen des Rauchfasses. Thatsache ist, dass in den blutigen Kämpfen mit den Türken und Drusen die Mönche in den vordersten Reihen kämpften. Solche Kräfte sind bei Beurtheilung der Bevölkerung nicht zu unterschätzen, obgleich sie andererseits eine gesunde Entwicklung der staatlichen Verhältnisse geradezu unmöglich machen. Die Geistlichkeit hat den grösseren und jedenfalls besseren Theil des Grundbesitzes in Händen und hält ihn mit starker Hand, ohne dafür eine Steuer³⁷ an die Regierung zu zahlen: Daher kommt es auch, dass die Gesamtsteuer, die der Libanon aufbringt, nicht mehr als 35,000 Livres (türk.) beträgt, worauf die hohe Pforte noch 15,000 Livres legen muss, um nur die Verwaltungskosten des Landes zu decken.

So gross die Macht des Clerus ist, so gering und nichts-sagend ist die des Adels, ob er auch der Zahl nach kaum hinter der Zahl der Cleriker zurücksteht. Der Adelige im Libanon nennt sich Emir. Der legitimen Enkel allein des letzten Emirs vom Libanon E. Bechir sollen es gegen 200 sein.

Bei dem Mangel der Standesregister ist die Zahl der lebenden Descendenten gar nicht zu übersehen. Jedenfalls verging kein Tag, wo mir nicht ein Emir Cheháb wäre vorgestellt worden. Das waren aber nur solche, welche irgend eine öffentliche Stellung einnehmen in der Verwaltung oder im Militär, derer gar nicht zu gedenken, welche hinter dem Pflug oder hinter den Ochsen hergehen. Im 16. und 17. Jahrhundert war es ganz gewöhnlich, dass sich an den europäischen Höfen vielfach als reine Abenteurer Emire vom Libanon umtrieben und Jonas Korte schrieb in seiner Reisebeschreibung von 1737: »Bei meiner Frage nach den Emirs vom Libanon, die zum Oefftern in Europa um Almosen reisen, lachte mein Frater (vom Kloster Cannubin) und wies auf einen Bauern, der mit der Lanze vorbeiritt. Jeder Araber halte sich für einen Prinzen und erhalte auch von seinem Erzbischof ein Zeugniß, auf das hin er in Europa herumreise.« Hatte so vor 200 Jahren schon der Adel im Libanon seine Bedeutung vollständig verloren, so noch mehr in der gegenwärtigen Zeit; um so höher schlägt es ein Emir an, wenn sein Adel, der sicherlich zum Mindesten ebenso alt ist, als irgend ein europäischer Adelsname, eine Anerkennung findet. Eines Tags begleitete mich ein Offizier auf den Befehl des Paschas im Gebirge: es war der Emir Hassan Cheháb. Mit glänzenden Augen erzählte er mir, er habe mit seinem Vetter, dem Colonel, die Wache gehabt vor dem Zelte des deutschen Kronprinzen, als dieser auf seiner Orientreise durch den Libanon zog. Der Kronprinz liess sich die Offiziere der Garde vorstellen und als er gehört, sie seien Cheháb und noch dazu Descendenten des grossen Emirs, so habe er sie besonders zu sich gerufen, sei vor ihnen aufgestanden, um ihnen die Hand zu reichen und habe seinem Vetter sogar eine preussische Decoration hinterlassen. Die Etikette, welche der Libanese den Emiren gegenüber beobachtet, die ehrerbietige Haltung, der Handkuss, das Stehenbleiben vor dem Sitzenden beweist jedenfalls die Macht der Erinnerung an die frühere hohe Stellung

der Emire. Sie führen den Titel »prince«, Frau und Töchter sind »princesses« und werden mit »votre altesse« angeredet. Im Uebrigen hat der Reisende sich mit aller Macht zusammenzunehmen, um im Hause eines Emirs ernsthaft zu bleiben, wenn Ihre Hoheiten die Prinzessinnen unter den ehrerbietigen Grüßen der Libanesen auf ihrem Cothurn in den Salon klappern und beim Diner mit ihren blau tätowirten³⁸ Händen und roth bemalten Nägeln das Huhn zerreißen und dem Gast in ihrer Mitte den Bissen in den Mund schieben. Der Anstand verlangt es, dass der Gast ihrer Hoheit ehrerbietigst Dank sagt und seiner Seits ein Stück Kébbe oder einen Reisknödel der gnädigen Prinzessin in den lächelnden Mund schiebt.

Durchdringt somit der Adel das ganze Volk, so ist es in noch viel höherem Mass der Fall mit dem Militär. Regulärer Truppen sind es 600 Mann, die in Baabda, Beteddin, Zachle, Djezzin und andern Provincialstädten liegen. An beiden erstgenannten Orten liegen je 160 Mann, mit welchen die Exercitien statt finden. Diese 600 Mann brauchen nicht erst ausgehoben zu werden, sondern blos ausgewählt. Denn jeder Libanese reisst sich um die Ehre, Soldat zu werden, oder besser ausgedrückt, das Exercitium auf Kosten der Regierung³⁹ mitmachen zu dürfen, das in einigen Monaten vollendet wird. Zu diesem Zweck liegen im Arsenal zu Beteddin 600 Percussionsgewehre, Haubajonette und Seitengewehre und entsprechend für die Berittenen Karabiner und Säbel. Jeder Eintretende erhält seine Montur, tiefblau in Farbe mit reichlichem Roth. Ein breiter, rother Gurt aus Wollenstoff hält das Beinkleid, die Kopfbedeckung ist der Tarbusch wie bei jedem Civilisten. Jeder Libanese wird auf diese Weise Soldat, der er von jeher und zu allen Zeiten gewesen ist. Konnte doch seiner Zeit der grosse Emir 40,000 Libanesen in's Feld stellen, welche die Türken schlugen, wo sie sich sehen liessen, aber nur im nächsten Umkreis ihrer Berge. Als regulärer Soldat jedoch in die Garnisonen sich

bringen zu lassen, dazu entschliesst sich kein Libanese, er wird desertiren, wo er kann und in seine sicheren Felsen sich zurückziehen. Innerhalb des Libanon lässt sich nun aber der Soldat verwenden wie man will, und versieht zunächst die Dienste der Grenzwache, der Leibwache des Paschas, der Gensdarmerie und der Executionstruppen. In dem Dorf Btêthir war kurze Zeit vor meinem Besuche ein Raubmord an einem armen Teufel begangen worden, der 2000 Francs aus der dortigen Seidespinnerei nach Rochemaya tragen sollte. Nur Leute von Btêthir konnten die That begangen haben. So lagen zur Zeit meines Besuchs 25 Mann Einquartirung im Dorf, die mit ihren Hornsignalen den ganzen Tag gewaltigen Lärm machten. Ob die Massregel der Executionstruppe die Entdeckung der Schuldigen wirklich auch zur Folge hatte, wurde mir nicht bekannt.

So lebt auf den Felsen des Libanon oder in den heimlichen Thälern und Winkeln an den immer frischen, lebendigen Brunnen, welche der Schnee des Hochgebirges speist, die wunderlichste Gesellschaft der Welt in allen religiösen Färbungen und Schattirungen, welche das Christenthum und der Islam bieten — Alle aber getragen von dem Einen unverilglichen Gedanken der Unabhängigkeit und Freiheit nach Aussen. Sie leben im gegenseitigen Kampf um das Dasein in des Worts verwegenster Bedeutung, jeder im Vollbewusstsein seines Rechtes, das ihm erlaubt, auf den andersglaubenden Nachbar herabzublicken und sich selbst auf dessen Kosten zu bereichern oder zu nähren. Ohne alles innere Bedenken leert der Druse und Mteolli die Feigenbäume eines Maroniten und macht dieser sich kein Gewissen daraus, das Kornfeld eines Drusen niederzureiten oder einen Griechen zu schädigen, aus keinem andern Grund, als weil er eben ein Druse oder ein Grieche ist.

Indessen sind diese Verhältnisse wohl schon seit vielen Jahrhunderten so gewesen, und werden voraussichtlich noch lange so bleiben. Neuerungen — mögen sie heissen wie sie



wollen — finden keinen Eingang in den abgeschlossenen Bergen, so wenig als je eine fremde Herrschaft sich im Libanon festsetzen kann. Der Libanese kümmert sich auch um nichts, was draussen in der Welt vor sich geht: selbst der Lösung der orientalischen Frage schenkt er keine Aufmerksamkeit, weiss er doch, dass wer auch einst der Erbe der türkischen Herrschaft in Syrien sein mag, ob Egypten, ob eine europäische Grossmacht, der Libanon ruhig zusehen darf. Gegründet in den natürlichen Verhältnissen des Landes stehen seine Freiheiten und Gewohnheiten so fest, wie seine Berge.



Noten.

1) In einer der Abendsitzungen des württemb. anthropol. Vereins hatte Prof. Dr. Haakh gelegentlich eines Vortrags über die Riesensage die Ansicht aufgestellt, unter den Phaeaken habe Homer die Phöniken und unter Skeria die Inselstadt Tyrus verstanden.

2) Sappho, die grösste Dichterin der Griechen, lebte ums Jahr 600 vor Christus. Ausser zahlreichen Bruchstücken sind noch zwei vollständige Oden erhalten, die vom tiefsten Gefühl und glühender Empfindung zeugen. Nach Sappho ist ein eigenes Versmass benannt.

3) »Hundert Städte,« wenn auch Homer Odyss. XIX, 174 nur von 90 redet »anmuthsvoll und fruchtbar und ringsumwogt und darin sind viel und unzählbare Menschen, die neunzig Städte bewohnen.«

4) Brief Pauli an Titum 1, 12: Die Creter sind immer Lügner, böse Thiere und faule Bäuche.

5) Im Türkischen heissen die Albanesen Arnauten. Mehemet Ali stammt aus Albanien.

6) Wir verweisen hier gerne auf die soeben erschienene Schrift von Chr. Hoffmann, Vorsteher des deutschen Tempels in Jaffa, »Occident und Orient,« in welcher die ganze Geschichte dieser religiösen Bewegung geschildert ist und die Zustände der Colonien in Syrien.

7) Die Meteollis (Meta wilis), im 16. Jahrhundert noch Herren von Baalbek, überschritten von Osten her den Leontes und breiteten sich nach siegreichen Kämpfen mit den Drusen und Türken im südlichen Libanon aus, wurden aber 1777 von Dschessar Pascha

fast ganz ausgerottet. Gleich allen Einwohnern des Libanons profitiren auch sie von dem allgemeinen Frieden und haben sich die versprengten Reste dieser Sekte im Laufe des Jahrhunderts wieder erholt. Mit welchem Recht sie von vielen neueren Reisenden wegen ihres Fanatismus verschrieen werden (z. B. Burton), weiss ich weniger zu beurtheilen. Sie erschienen mir nicht schlechter und nicht besser, als Drusen und Maroniten. Einer der angesehensten Meteollifürsten ist zur Zeit Bey Gicad, Herr verschiedener Dörfer zwischen Saida und Sur. Sein Vater, Erbauer des Djebaschlosses, war ein mächtiger Lehnsherr, der sich 25 Jahre hindurch mit den Türken schlug und als Freund und Verbündeter Ibrahim Paschas und Emir Beschirs alle die Wechsel der Kriegszeiten erlebte. Schliesslich verlor er gleich dem Emir Beschir alle seine Besitzungen, von welchen jedoch der Sohn wieder einige zurückerhielt.

8) Die Blau entspringt im Süden der schwäbischen Alb, hinter dem Kloster Blaubeuren. Ihre Wassermenge beim Ursprung ist auf 35 Cubikfuss = 800 Liter pr. Secunde berechnet.

9) Der »heilige Urban« war im Mittelalter der Schutzpatron der Weinberge und der Weingärtner. Sein Tag, der 25. Mai, wird heute noch von der Weinverbesserungsgesellschaft für Württemberg durch ein Festmahl dieser Gesellschaft gefeiert.

10) Aus einem Gedicht von Bayard Taylor, übersetzt von Th. Eben:

Libanon, Berg der Historie,
Wohlbekannt ist deine Glorie
Aus der Zeit des Salomon
Wohlbekannt sind die fünf alten
Cedern, die wie Grabgestalten
Predigen in ihrer Blösse
Von des Forsts gefall'ner Grösse,
Von den Flotten stolzer Tyrer,
Von den Burgen der Assyrer,
Von dem Tempel des Jehovah
Auf Moriah's hoher Kron.
Reich an Erz sind deine Höhlen,
Reich an Aloë, Myrrhen, Oelen,
Doch erst als wir dich erklommen,
Fanden wir zu unsrem Frommen
Jenen leuchtend hellen Ophir,
Jenen Nektar: vino d'oro
Auf den Höh'n des Libanon.

11) Athanasius Kirchner, geboren 1601 bei Fulda, Jesuite, einer der gelehrtesten Naturforscher seines Ordens, Verfasser eines grossen Werkes in Folio: »Mundus subterraneus«, Amsterdam 1664. Das Werk enthält alles damals an Mineralien, Felsarten und Petrefakten Bekannte und kann als der letzte Versuch der damaligen gelehrten Welt angesehen werden, die Petrefakten als Mineralformen zu betrachten, welche durch irgend eine in der Erde schlummernde Naturkraft gebildet worden wären. Kirchner starb in Rom 1680.

12) Abgesehen von einzelnen abenteuerlichen Meinungen theilen sich die neueren Ansichten dahin, dass die Einen den Sinai, d. h. den Berg der Gesetzgebung in dem durch die Mönchstradition geheiligten Djebel Mûsa erblicken, die Andern in dem noch älteren Völkerheiligthum des Djebel Serbâl. Den letzteren sah jedenfalls die Christenheit der ersten Jahrhunderte für den heiligen Berg an, dessen Ruhm gross war in den Klöstern von Hererât und des Wady Feirân. In den dogmatischen Streitigkeiten der ersten Jahrhunderte traten aber die genannten Klöster auf die Seite der später als Ketzer verurtheilten Monophysiten und erstund im fünften Jahrhundert zwei Tagereisen weiter südlich vom Serbâl ein zweiter heiliger Berg der Orthodoxen, der vom Hof in Constantinopel begünstigt, mit den Reliquien der heiligen Catharina und grossen Reichthümern ausgestattet den ersteren bald verdunkelte, so dass der Serbâl nach den Verheerungen der heiligen Berge durch die Schaaren der Kalifen vom 7. und 8. Jahrhundert an seine Bedeutung ganz verlor.

13) Der Maulbeerbaum (*Morus nigra*), mit dem Oelbaum der wichtigste Culturbaum der ganzen Levante, vielfach auch der Baum der Seide genannt, hält 40 Tage lang im Jahr die ganze Bevölkerung in fieberhafter Aufregung. Von der zweiten Hälfte des April an bis Ende Mai hat Alt und Jung mit der Pflege und Fütterung der Raupen zu thun. Die Frage nach dem Befinden der Würmer ist die Tagesfrage. Aengstlich lugt Mann und Weib nach den Wolken, ob nicht irgend ein verspäteter Regen oder kühle Witterung die Würmer erkranken machte und damit die Aussichten auf die Seiden-ernte schmälerte. Zur Zeit hat man es am Libanon so weit in der Cultur der Bäume gebracht, dass man fast ausschliesslich eine Sorte pflanzt, bei welcher die ganze Kraft des Baums in die grossen, breiten, ganzrandigen Blätter geleitet ist. Sämmtliche für die

Seidencultur gepflegten Bäume sind mittelst Oculirens veredelt und werden nicht höher als zwei Meter gehalten, um stets bequem die Blätter ernten zu können. In jeder Plantage trifft man aber auch einen alten, grossen Maulbeerbaum, mit ausgerandeten Blättern, dem das Laub nicht genommen wird. Er wird der Früchte halber gehalten und wegen des Schattens, den er spendet. Die Frucht ist eine weisse, von der auch die Aussaat für die Wildlinge gemacht wird. Zu Anfang Mai stehen im ganzen Libanon die Maulbeerbäume in einer Fülle des saftigsten dunkelgrünen Laubes da, das seinen Schein der Landschaft mittheilt. Im Lauf des genannten Monats wird aber alles Laub verfüttert. Kinder, Männer, Weiber, Esel — die ganze Bevölkerung lebt jetzt förmlich in ihren Maulbeergärten im Zelt oder einer Barake, mit gar nichts anderem beschäftigt, als ihren kleinen, grauen Fressmäulern den grünen Tisch zu decken. Die gefräßige Brut, die sogleich friert und krank wird, wenn die Temperatur unter 20° C. sinkt, werden mit der grössten Liebe und Vorsicht behandelt. In der ersten Woche, nachdem das Räupchen dem Ei entschlüpft ist (in der Niederung gegen den 20. April, im Gebirge 14 Tage später), werden Fenster und Thüren mit Teppichen verhängt, um jede Zugluft abzuhalten, Feuer wird in jedem Zimmer angefacht, dass ja keine Erkältung über die Kleinen komme. Kurz sie werden viel vorsichtiger behandelt, als z. B. eine Wöchnerin mit ihrem Kleinen. Auf ein Loth »Samen«, d. h. Eier, rechnet man 20000 Stück, die in der ersten Lebenswoche auf fünf aus Lehm und Rindsmist gemachten Tellern von der Grösse unserer Kuchenplatten Platz haben. Da sie täglich nur vier Pfund Blätter nöthig haben, machen sie noch wenig Mühe. Nach der ersten Häutung oder mit der zweiten Woche nimmt die Menge der Nahrung und die Grösse des Raumes zu, in der vierten Woche sind schon 68 Platten nöthig und täglich 200 Pfund Blätter und zum Schluss des Raupenlebens, d. h. gegen den vierzigsten Tag nehmen die Thiere 120 Platten ein und täglich 850 Pfund Laub. In dieser Zeit gilt es zu arbeiten, zu pflücken und zu schleppen und richtig unter die Thiere zu vertheilen. Wehe wenn Einem die Blätter ausgehen etwa am letzten oder vorletzten Tag! Die ganze Ernte wäre rettungslos verloren und wird — wenn wirklich oft genug die Fälle eintreten, dass das Laub nicht ausreicht — mit den Blättern gehandelt und gewuchert, dass schon 20 Frcs. für einen Centner Blätter bezahlt

wurden. Endlich kommt der vierzigste Tag, die Raupe spinnt sich ein, macht binnen 24 Stunden den Cocon fertig, die Ernte ist vorüber, der Bauer athmet leicht auf, aber der Glanz der Landschaft ist dahin: kahle Zweige der entlaubten Bäume, wohin das Auge blickt.

14) Aus »Herrn Johann Graffen zu Solms Meerfahrt zum heiligen Grab 1483 vollbracht«: Item Berg Libanus ist auch sicher und frei von Schlangen und giftigem Gewürm, die er alle verjagt mit seinem guten geruch, der von den bäumen und kräutern hervorkommt.

Item der Berg ist auch ein heylsamer Berg, dann viel heylsamer specerey darauff wachsen, die nutz seyn wider viel gebrechen.

Item ist auch ein fröhlicher Berg, denn auff etlichen seiner Bühle etwan der beste wein wuchs der menschen hertz erfreuet.

15) *Pinus pinea* ist im ganzen südlichen Europa verbreitet. Die prachtvollen Zapfen dieser Kiefer sind pyramidenförmig, bis zu sechs Zoll lang, mit schraubenförmig geordneten Höckern besetzt, die durch die Scheitel der holzigen Karpellblätter gebildet werden. Beim Aufspringen stehen dieselben sparrig an der Spindel und tragen in zwei Oeffnungen je einen nussartigen schwarzblau bereiften Samen, dessen steinschalenartige starke Samenschale eine braune Samenhaut und innerhalb derselben einen süssen, mandelkernähnlichen Samenkern umschliesst. Derselbe enthält zu $\frac{1}{3}$ seines Gewichts ein fettes Oel, das übrige ist Eiweiss. Der Araber nennt die Frucht »Snoba«, welche einzelnen Gerichten der arabischen Küche nicht fehlen darf. Das Pfund Snoba zahlt man auf dem Markt in Beirut mit 2 Frcs.

Nicht zu verwechseln mit diesem Baum ist *Pinus maritima*, welche den sogenannten Pinienwald von Beirut bildet. Man sagt, dieser (richtiger gesprochen) Fichtenwald sei von dem Emir Fachreddin im 17. Jahrhundert angelegt worden. Andere halten ihn für viel älter, für den Rest eines alten heiligen Haines, der (Sepp 437) ebenso der Göttin Beryth als der Stadt Beirut (bratum, bretas, der Fichtenpfahl) den Namen gegeben haben soll. Thatsache ist, dass die Seefichte und Aleppofichte an der ganzen syrischen Küste im Bereich des Dünensandes wild wächst, während ihre Schwester die Pinie erst im Gebirge zu Haus ist, wo sie dem Sandstein der Kreideformation folgt.

16) des dreizehten daichs in deme mertz anno dusend vier-

hundert ind acht ind nünzig tzoichen wir oeber ein gebirchs (auf der Strasse von Damascus nach Beirut) dae sagen wir uff die rechte hant eynen gar hoigen berch dar uff NOE die arche gemaicht hat um der sundfloyss ind recht oeber uff die linke hant sagen wir uff eynem fyltzen eynen zo brochen torn. dae wilt man warlich sagen dat Adam aldae geschaffen sy woirden.

17) Unter Lilien verstehen die Libanesen nur die Schwertlilien, Iris. (*Iris reticulata* und *Susiana*). In verschiedenen Klöstern brachten mir die Mönche zum Gruss stets eine Rose und eine Lilie, es sind die beiden in allen Klostergärten gepflanzten Blumen. Die Rose ist stets die Centifolie, ohne jedoch irgend durch ihren Bau sich auszuzeichnen, so dass von einer Cultur derselben nicht die Rede ist. Als Kuriosum füge ich bei, dass mir in mehreren Gärten von Blumenfreunden und Freundinnen Gelbveigel und Nelken gezeigt wurden, aber diese in einem so trostlosen Zustand der Vergeilung und Einfachheit, dass jede deutsche Bäurin dieselben über Bord werfen würde.

18) *Cyclamen aleppicum*, *persicum*, *syriacum*. Man weiss nicht was anziehender ist, ob das Blatt, dessen Oberseite weiss gezeichnet und dessen Unterseite carminroth gefärbt ist, oder die Blüthen. »Bachur Mirian« nennt es der Araber: das Rauchfass der Jungfrau Maria, wohl wegen der Aehnlichkeit der umgestülpten Blüthe mit dem bezeichneten Kirchen-Instrument.

22 19) *Cupressus sempervirens* soll zwar nach Humboldt im indischen Osten in den Landschaften von Kabul und Afghanistan eigentlich zu Hause sein. Wenn diess auch richtig ist, so war sie doch seit urältesten Zeiten am Libanon heimisch und ging von da auf Cypren über, das seinen Namen diesem Baum verdankt. Die schönsten Exemplare stehen in den Höfen alter Drusenschlösser.

20) In den Reisebeschreibungen haben sich grosse Irrthümer über das Vorkommen der Ceder im Libanon eingeschlichen. So beruft sich Sepp (II, 427) auf eine angebliche Entdeckung des Rev. Tristram im südlichen Libanon, der bei Ain Zehalde einen Cedernhain von etwa 10000 Stämmen gefunden haben will. Ich habe diesen »Cedernhain« am Baruk besucht, habe aber gefunden, dass die »Entdeckung« lediglich auf einer Verwechslung der *Cedrus Libani*

mit *Cupressus horizontalis* beruht. Dieser Irrthum cursirt ebenso in den Reisebüchern, als unter den Europäern in Beirut, die mit aller Bestimmtheit von Cedern im Tannurin, im Kesruan u. s. w. reden, wo sie noch viel zahlreicher als im Bscherreh vorkommen sollen. Ich habe in diesen Provinzen Umwege von vielen Stunden nicht gescheut, um an den mir bezeichneten Orten nach Cedern mich umzuschauen, habe auch bei den Kaimakans und Mudirs der Provinzen nachzuforschen nicht unterlassen. Das Resultat war stets dasselbe, dass ich statt der Ceder die Wachholdercypresse fand, die in ihrem äusseren Bau mit der Ceder allerdings aus der Ferne verwechselt werden mag. Das Alter dieser Wachholdercypressen ist jedenfalls ein sehr hohes, indem Stämme von 1 Meter Durchmesser nicht ungewöhnlich sind. Im Uebrigen steigt sie kaum über 1200 Meter über dem Meer in die Höhe, geht vielmehr z. B. am Nahr el Kelb bis zu 200 Meter hinab. Der Eingeborne kennt die *Cupressus horizontalis* ganz genau und nennt sie »Scherbi.« Ihm kommt eine Verwechslung mit der Ceder »Ars« gar nicht vor.

21) Von einer eigentlichen Schneegrenze ist insofern allerdings keine Rede, als es Jahrgänge gibt, in welchen der Schnee nahezu überall schmilzt. 1875 lag der Schnee Ende Mai noch von 2000 Meter an mit Ausnahme sonniger Felsen überall. Ebenso traf es 1810 Burckhardt zu Anfang Oktober. In den Monaten Juli und August verschwindet der Schnee allerdings mit Ausnahme winterlicher Halden und Thäler ganz. Sobald aber im September der gewöhnliche Regen wiederkehrt, hüllen sich die Bergspitzen wieder auf's Neue in Schnee. Zu einer Gletscherbildung, wie vor Zeiten, kommt es aber nirgends mehr.

22) Es könnte schliesslich darüber gestritten werden, ob nicht 1. die tiefsten Kreidelager, zu denen gewisse Oolite mit *Cidaris glandifera* gehören, dem Néocom oder Hils zugezählt werden sollten. Doch spricht der Reichthum an Radioliten mehr schon für ein jüngeres Alter. 2. Ueber den *Cidaris*-Schichten folgt Gault oder Grünsand, d'Orbigny's Albien, in welchem sich die eruptiven Massen von Basaltit und Melaphyr einschieben. *Trigonia syriaca* ist hier leitend und eine Fülle Gastropoden von seltener Schönheit. 3. Folgt die Oberabtheilung der mittleren Kreide, Cénomaniën d'Orb. mit *Ammon. syriacus*, *Mantelli*, *Ostrea africana* und andere. 4. Lichte

Kalke mit Nerineen und Radioliten, die unvermerkt und ohne alle Zwischenstufe in Nummuliten-Kalke übergehen. 5. Mitteltertiäre Schichten mariner Natur sowohl als Süßwasser- und Landbildungen legen sich an den Fuss des Gebirges im Westen wie im Osten; da das marine Miocän noch die Bewegung der Libanonschichten mitgemacht hat, die Süßwasserbildungen aber in der Bekáa sich sanft an die aufgerichteten Kreidefelsen anlagern, so erhellt hieraus deutlich die Zeit der Oberflächengestaltung des Libanon als die Zeit der mittleren Miocäne. — Von älterem Gebirge als die Kreide ist im Libanon selbst keine Spur. Der einzige bekannte Fleck, an welchem ein Stück Juraformation steil aufgerichtet zwischen Kreide und Basalt eingeklemmt erscheint, ist am Südfuss des Hermon nördlich des vulcanischen Phialasees bei dem Drusendorf Medjel el Shams. Die dort zu Tage tretenden Schichten sind Glieder des obersten braunen Jura, des sogenannten Oxfordien und Callovien.

23) Unter Basaltit verstehen wir nach dem Vorgang Möhl's die eruptiven Angit-Plagioklas-Gesteine, die den Melaphyren näher stehen, als den tertiären Basalten.

24) Als Russeger 1834 den Libanon im Auftrag von Mehemet Ali durchzog, traf er in der Provinz Metn unterhalb Corneil einen regelmässigen Bergbau auf Kohle unter Leitung des englischen Ingenieurs Brattel. Die mächtigsten Kohlenlager, sagt Russegger, sind die von Makla ain el bed und Marhanna, jene liefern als Hauptgegenstand des Ausbringens Pechkohle und Glanzkohle, von welchen der Arbeiter täglich zwei bis drei Centner fördert. Die beiden Zechen sind mit 40 Arbeitern belegt, die täglich 100 Ctr. erobern. Nur leidet die Qualität der Kohle sehr durch den Gehalt an Schwefelkies. 1838 fand die Grube Makla, wie Russegger in einer Note beifügt, ein sonderbares Ende. Für die Zeit der Abwesenheit des Ingenieur Brattel, der in Kairo zu Schmelzversuchen verwendet wurde, war ein türkischer Kaimakan mit dem Betrieb der Grube beauftragt. Den ganzen Tag sass derselbe vor einem der Stollenmundlöcher und rauchte, oder rannte mit seinem Pferd wie ein Besessener von Grube zu Grube. Eine natürliche Folge der mangelnden Aufsicht war das Zurückbleiben der Kohlenlieferungen im Gegensatz zu der früheren Produktion. Da liess Ibrahim Pascha den Kaimakan holen, verwies ihm strengstens seine Nachlässigkeit —

dass auch tiefste Unwissenheit mit unterlief, kam Ibrahim gar nicht in den Sinn — und befahl ihm gerade so viel Kohle zu liefern, als der Inglese lieferte. Der Kaimakan rannte zur Grube zurück und fuhr zum ersten Mal in seinem Leben ein. Mit Erstaunen sah er gleich am Anfang eine Menge Kohlen stehen, die man nach seinem Dafürhalten vergessen hatte. Es waren die Sicherheitspfeiler des Baus. Keuchend befiehlt er den Arbeitern, die Kohlen wegzunehmen: gesagt, gethan. Da stürzte die Grube zusammen, gerieth noch dazu in Brand und alle die jahrelangen Opfer waren verloren.

Wir führen nur dieses Eine Beispiel an, das deutlich zeigt, dass der Orientale den Europäer nicht entbehren kann. Dieselbe Unwissenheit und Trägheit heute noch wie ehemals. Die von Ibrahim Pascha geöffneten Gruben sind heutzutage im Besitz des Herrn Mourgue, eines der ersten Seidefabrikanten und Seidezüchters im Libanon, der zu Ain Hamàde ein reizendes Anwesen besitzt. Herr Mourgue liess durch zwei Piemontesen die Gruben wieder öffnen und kam in einer 30 Meter langen Galerie vor Ort, wo er das Flötz 1 Meter mächtig traf. Probeweise liess er einen Haufen Kohle in seine Fabrik schaffen, um Versuche anzustellen, den Zugang aber wieder zumauern, weil die Araber ihm das Holz des Einbaus zu stehlen anfangen. Ein alter Erbstollen zum Abzug der Wasser ist in den massiven Sandstein getrieben, den einst Brattel noch hatte anlegen lassen. Hätte Russegger nicht seine Erinnerungen niedergeschrieben und veröffentlicht, so wäre das Alles der Vergessenheit anheimgefallen, denn an Ort und Stelle weiss kein Mensch mehr etwas von den vor 40 Jahren betriebenen Arbeiten. Die Leute staunten gewaltig, als ich ihnen genau die Richtung der alten Stollen, den Wasserabzug u. s. w. zeigen konnte und ihnen noch überdiess mittheilte, wie viel Mann einst hier gearbeitet und wie viel Kohle sie gefördert haben. »Allah Kebir! was sind diese Preussen doch für Leute! Lauft da Einer daher, sieht zum erstenmal unser Land und sagt uns, die wir doch hier geboren und gross geworden sind, was in unsern Bergen schon geschehen ist!«

Noch mehr Kohle und noch bessere, reinere liegt in der Provinz Djezzin; dieselbe hat H. Götzlof gemuthet. Doch konnte ich weder dieser Kohle noch der des Herrn Mourgue irgend ein günstiges Prognostikum stellen, 1. weil der Schwefelkies leider fast jedes Stück Kohle durchsetzt und für metallurgische Zwecke absolut

unbrauchbar macht, 2. weil bei dem Mangel an Weg und Steg der Transport der Kohle auf Maulthieren viel zu theuer kommt, um ihren Abbau irgend rentabel zu machen.

25) Es ist bekannt, dass der Schwerpunkt der Bernsteinindustrie an der baltischen Küste liegt, wo die Meereswelle den Dienst des Grabarbeiters versieht und täglich neue Bernsteinstücke vom Ufer ablöst, oder auf dem Seegrund aufwühlt. Früher wurden die losgelösten Bernsteine einfach aufgelesen und mit Schleppnetzen gefischt, seit einigen Jahren sind Baggermaschinen in Thätigkeit, wodurch sich die Ausbeute ausserordentlich erhöht hat. Mit solcher Gewinnungsweise kann selbstverständlich die einfache Grabarbeit nicht concurriren, daher die zahllosen Orte unseres Planeten, wo Bernstein vorkommt (untere Donauländer, Wallachei, Krimm, Türkei, Spanien, Sicilien) und wo er in jüngerem Flötzgebirge sich findet, für den Bernsteinhandel im Grossen verloren sind. Wo der Bernstein erst durch die Löhne für Grabarbeit belastet werden muss, unterliegt er nothwendig in der Concurrenz mit dem kostenfrei durch das Meer ausgewaschenen Material. Die alten Griechen bezogen nach den ältesten Zeugnissen ihrer Autoren ihren Bernstein von den Phöniziern. Wenn man nun aber die Phönizier, um deren kühnen Handelsgeist und den hohen Grad ihrer Culturstufe recht in's Licht zu setzen, nach dem baltischen Meer fahren und sie dort ihre Schiffe mit Bernstein befrachten lässt, so geht das offenbar zu weit. Die kunst-erfahrenen »sidonischen Männer«, welche die Halsketten von Bernstein den Frauen der Helden vor Troja brachten, werden wohl nicht erst durch die »Quellen des Okeanus« hindurch zu den mitternächtlichen Kimmeriern gefahren sein, um dort Steine zu holen, die sie vor den Thoren von Sidon haben konnten, denn in der Umgegend von Sidon (Djeba, Snaia, Kafra, Aitura, Sehelta, Felugha etc.), wo nur in den dunkeln grauen Sanden Schwefelkies und Lignit sich hinzieht, sucht man nirgends vergeblich nach Bernstein. Santarus nennt ihn der Araber, d. h. duftendes Harz. Denselben zerbröckelt er, um ihn auf die brennende Wasserpfeife zu streuen, oder in einer Räucherpfanne zu verbrennen. Die Stücke, die man im Freien aufließt, sind alle durch die Extreme der Witterung zersprungen und zerfallen, wesshalb der Araber, der den Bernstein sonst nur an Schmucksachen und Tschibuks als soliden, festen

Körper kennt, sie gar nicht als Bernstein erkannt hat. Indessen hat Herr Götzlof das bergmännische Ausgraben des Bernsteins begonnen, zunächst nur um zu constatiren, dass im unverritzten Gebirge auch der Bernstein fest und zusammenhängend ist und fand auch wirklich »faustgrosse, glasharte« Stücke, die sich so gut zur Bearbeitung eignen, als der baltische Bernstein.

26) Auch thierische Körper hinterlassen im Tod Kohlenwasserstoffe, thierisches Fett mit zweifelhaftem Geruch, dem Einen angenehm, dem Andern widerwärtig. Im Allgemeinen cursiren diese Stoffe als Bitumen, Petrol, Asphalt, die durch ganz Syrien bis hinab an's rothe Meer und weithin gegen Norden und Osten eine ganz erstaunliche Verbreitung gefunden haben. Heisst Bitumen doch auch in der Sprache des Mittelalters das »Judenpech«, weil es in Europa aus dem Lande Juda bezogen wurde und hat das todte Meer bei den Alten schon lacus asphaltites geheissen. Das Bitumen ist bald flüssig wie Syrup, wie z. B. am Djebel Zeit (Fraas, Aus d. Orient p. 191) oder aber pechhart wie bei Kaukaba. 15 Minuten nördlich von Kaukaba am Ostabhang des Djebel ed Dahr und 20 Minuten westlich vom Jordan (Hasbana) liegen die alten Gruben. Gegenwärtig sind zwei Schächte offen, welche ohne Ingenieur, ohne Aufsicht und ohne Vorsicht betrieben werden. 24 andere Schächte sind eingestürzt und droht das gleiche Schicksal den im Betrieb stehenden. Die Schächte sind 40 Meter tief. Die Einfahrt geschieht in einer Seilschlinge, dem Ende eines über eine Holzwinde laufenden Stricks. Unten angelangt, steigt man auf Stufen und abschüssigen schiefen Ebenen noch weitere circa 20 Meter tiefer in die Asphaltgänge bald enge, bald weit, wie sich es gerade beim Ausbrechen des Asphaltes ergab. Am Ende dieser Gänge, deren einer hier noch 3 Meter breit war, sassen in aller Ruhe vier Araber mit dem Ausschlagen des Asphalts beschäftigt, wobei aber mehr geschwätzt, als gearbeitet wurde. Der Asphalt ist glasspröde und bricht mit muschligem Bruch aus, gearbeitet wurde mit Spitzhacke und Schaufel und in zweistündiger Arbeit nur etwa 100 Kilo gewonnen, während ein europäischer Bergmann leicht das Zehnfache ausbrächte. Ist eine Kiste voll, so wird sie aufgewunden und an den Jordan getragen, wo Weiber den Asphalt waschen. Er ist übrigens sehr rein und

nur an den Wandungen mit Kreidestücken vermengt, die durch Ausschmelzen des Asphalts entfernt werden.

Im ganzen Sandgebirge, namentlich in den unteren Sandmergeln des Aptien, in der Nähe der vulcanischen Tuffe, finden sich auf weite Erstreckung hin einzelne Schichten voll getränkt mit Bitumen, sogenannte Blattkohle oder Papierkohle bildend (Dysodil), die mit dem Streichholz angezündet, wie eine Kerze brennt. Ob diese Bitumina für die Zwecke der Gasfabrikation noch nutzbar gemacht werden können, wird die Zukunft lehren.

27) Unter Rudisten (rudis wegen der rauhen Schale) versteht man in der Paläontologie die nur fossil, nicht aber im Leben gekannten Zweischaler mit ungleichseitigem Gehäuse und ungleichen Klappen. Beide Klappen sind tutenförmig gegen einander gekehrt und haften mittelst elastischen Bändern aneinander, die in tiefen Gruben der Schale versteckt sind. Diese abgeschlossene, merkwürdige Thierfamilie beschränkt sich auf die Kreideformation und ist im Uebrigen noch sehr wenig bekannt.

28) Die dogmatischen Streitigkeiten des 5. bis 8. Jahrhunderts drehten sich lediglich nur um die Frage nach der Art der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Jesu Christo. Während sich die älteren Kirchenväter diese Vereinigung mehr auf populäre Weise vorstellten, wonach die göttliche Natur der λόγος, als Geist, die menschliche Natur als der Körper angesehen wurde, hielten Tertullian und Origines den Arianern gegenüber aufrecht, dass zur Vollständigkeit der menschlichen Natur sowohl Körper als Seele gehöre. Gegen Nestorius (428 Patriarch zu Constantinopel) der mehr eine moralische Zusammenfügung beider Naturen in Christo lehrte (συνάφεια), wurde auf der Synode zu Ephesus 431 die wahre Einheit (ένωσις) behauptet. Solche Worte wurden in Wirklichkeit zu Schlagwörtern der kampfbereiten Mönche, der Soldateska der Kirche. Ein einmal festgesetztes Dogma wurde bald auf's Extrem getrieben, wie z. B. der Begriff der »Einheit« beider Naturen, zur »Vermischung« derselben in eine Einzige, woher der Name der Monophysiten. Dieser Ueberspannung des Begriffs gegenüber wurde 450 zu Chalcedon die Verschiedenheit der Naturen in der Einheit der Person Christi festgesetzt. Doch verloren die Monophysiten nur wenig an Ansehen und stunden stets als eine Macht im Staate da.

Es wurde daher 622 ein Concordat mit denselben vereinbart, wonach an zwei Naturen in Christo, aber an »Einen Willen« geglaubt werden sollte. Aber auch dieses Dogma theilte bald das Loos der anderen, überspannt zu werden und eben damit zur Häresie auszuarten. 58 Jahre später, auf dem sechsten öcumenischen Concil zu Constantinopel 680 wurde dies Dogma von dem Einen Willen verdammt und die volle Anerkennung beider Naturen und ihrer Einheit in der Person des Gottmenschen ausgesprochen.

29) *Wilhelmi Tyrensis arch. historiace Lib. XXII pag. 1076.* Hier heissen die Maroniten »preudomme et loyal gent, qui etaient venuz veoir noz barons por eus salver et por fere joie« und an einem andern Ort: »erantque viri fortes et in armis strenui, nostris in majoribus negotiis quae eum hostibus habebant frequentissime valde utiles.«

30) Der Glaube der Jacobiten, dass nämlich die Eine und Einige Natur in Christo, »ex« duabus naturis non »in« duabus bestehe, war der Glaube der Monophysiten (Nota 28), ist also der Zeit nach um hundert Jahre älter, als der Glaube der Maroniten und wird dem Jacobus von Baradai zugeschrieben, der um's Jahr 540 in dem hochangesehenen Kloster zu Edesa gelebt hatte.

31) Ueber die Drusen herrschen die verschiedensten und entgegengesetztesten Ansichten: vielfach auf Unkenntniss beruhend oder auf Missverständniss. Im Allgemeinen darf man vom europäischen Standpunkt aus einen Drusen entschieden höher stellen, als einen Maroniten, was ein nobles, anständiges und aufgeklärtes Wesen anbelangt. Geht doch das Urtheil eines hochangesehenen Franzosen so weit, in ihrem Wesen die Ideen der Freimaurer zu finden, ähnlich den alten Pythagoreern oder den christlichen Gnostikern. Ihr Grundsatz sei: tous les hommes sont frères et Dieu est libéral. Ueber ihre religiösen Anschauungen ist zwar schon viel geschrieben worden, aber Sicheres besteht durchaus Nichts, da keinerlei schriftliche Aufzeichnungen existiren und Alles, was religiöse Gemeinschaft oder Kirche bedeutet, absolut fehlt. Nach der gefälligen Mittheilung des verehrten Bischofs Gobat von Jerusalem hüllen sie religiöse Gedanken in eine dem Laien durchaus unverständliche Sprache, indem sie religiöse Begriffe in nichtssagende Worte kleiden. So ist »Gott« einfach das »Ding«, ein eigenschaftsloses Neutrum, das aber bald als »Mann« auftritt und in diesem Sprachgebrauch etwa Gott den

Schöpfer bedeutet, das anderemal ist das Ding ein »Weib« und als solches Gott der Erhalter, als Mann-Weib ist das Ding der zerstörende Gott. So existiren mehrere Personen in der Gottheit, die sich in bestimmten Familien verkörpern und den Glauben an eine Art Seelenwanderung erzeugen. Die einzige Gemeinschaft der Drusen besteht in der »Chelwah« = Zurückgezogenheit, wo diejenigen, welche eine Inwohnung Gottes fühlen, zusammentreten, um in mystischer Sprache sich zu unterhalten. In der Praxis ist der Druse gegen jeden Glauben tolerant und ist viel angenehmer mit ihm zu verkehren, als mit den mehr minder fanatischen Maroniten. In den Augen der Maroniten und im Munde derselben ist freilich jeder Druse ein Teufel. Maronitische Zeugnisse über Drusen sind daher mit der grössten Vorsicht aufzunehmen.

32) Die Greuel von 1860 sind mit keinem Wort zu entschuldigen, aber eine gerechte Geschichtschreibung wird auf die ganze Geschichte dieses Jahrhunderts zurückgreifen müssen, um die unseligen Wirren begreiflich zu machen, welche erst mit der Einmischung Frankreichs in die Geschehnisse des Libanons endeten. Seit nahezu 200 Jahren war die Familie Schéhab die erste Familie des Libanon, deren Haupt stets die ihm von der Pforte anvertraute Herrschaft über den gesammten Libanon hatte. Uralte Moslim, man behauptet sogar Scherifs, die ihren Ursprung von Mekka ableiten. Der letzte Schech aus dieser Familie war der gewaltige Emir Beschir, den im Jahr 1810 der Reisende Burckhardt im vollen Glanz seines orientalischen Fürstenthums traf und bei dem er die freundlichste Aufnahme gefunden hatte. Er traf ihn in seinem neuen Palast zu Beteddin, heute noch die Sommerresidenz der Paschas vom Libanon. Diesem Fürsten war es gelungen, durch meuchlerische Ermordung von sieben adeligen Häuptern der mächtigeren Drusenfamilien im Libanon und durch Anlehnung an den englischen Flotten-Commandanten Sidney Smith sich zum ersten Fürsten des Gebirgs aufzuwerfen. Und doch war seine Machtstellung nur scheinbar, denn in Wirklichkeit war sein Vetter, der Schech Beschir Dschombelat in dem benachbarten Muchtára noch reicher und mächtiger als der Emir, dem die Pforte das Gouvernement über den Libanon anvertraut hatte. Ob aus innerer Ueberzeugung oder aus Politik, lassen wir dahingestellt — genug der Emir trat zu Anfang des Jahrhunderts zur christlichen

Religion über und wurde anfangs nur heimlich, später aber offen Maronit, um mit Hilfe der Maroniten leichter Herr über seinen Vetter zu werden. Aeusserlich lebten sie auf dem freundschaftlichsten Fuss, und doch wusste jeder dieser beiden, was er von dem Andern zu gewärtigen hätte, falls er demselben in die Hände fiel. 1824 reiste der Emir nach Egypten, um mit Ibrahim Pascha ein Bündniss zu machen, betreffend die Unabhängigkeiterklärung des Libanons von der Pforte, die wenige Jahre später zur Wahrheit werden sollte. Aus Egypten rief ihn die Nachricht von einem Aufstand nach Hause, den der Vetter in Muchtára in Scene gesetzt. In Eilmärschen kehrt er nach dem Libanon zurück, gerade noch recht, den Aufstand im Keim zu unterdrücken, dabei glückte es ihm, den Schech Beschir in seine Gewalt zu bekommen, worauf er ihn augenblicklich hinrichten und seine Güter mit einem jährlichen Einkommen von 50000 Livres confisciren liess. Jetzt erst war der Emir Beschir der unumschränkte Gewaltherrscher des Libanon, frei von der Pforte, geschützt durch Egypten, Herr aller Maroniten und Drusen vom Nahr Kebir bis zum Litani und vom Meer an bis zum Djebel Scheikh (Hermon). Ein gewaltiger Aufschwung im Lande begann, überall Ruhe und Sicherheit, dass 1834 Russegger allein mit einem Diener unangefochten über das Gebirge nach Damaskus reiste und die Eindrücke von beginnender Civilisation im Lande bekam. Aber bald sollte es anders kommen. Bei seinen Kriegen mit der Türkei brauchte Ibrahim Geld und Soldaten. Beides sollte der Libanon ihm liefern, zu dem Ende liess der Emir eine Conscription ausschreiben und fing an, um sicherer es ausführen zu können, die Drusen zu entwaffnen. Vereinzelte Aufstände wurden vier Jahre lang durch Ibrahim's fürchterliche Entschlossenheit niedergehalten, der mit seiner Armee im Libanon stand und im Keim jede Auflehnung unter Blut und Trümmern unterdrückte. Im Jahr 1838 aber fing es an, unter allen Drusen am Haurân wie im Libanon zu gähren; es war unmöglich, überall den Brand zu löschen, ohne die Hilfe der Maroniten. Diese wurden nun von Ibrahim bewaffnet und Munition unter dieselben vertheilt, andererseits versah England die aufständischen Drusen mit englischen Waffen zum Kampf gegen Egypten. 1840 empörten sich auch die Maroniten, der Recrutenaushebung sich widersetzend und waren plötzlich wieder Maroniten und Drusen einig, ihre Freiheiten sich wahrend und für ihre Unab-

hängigkeit kämpfend gegenüber von Egypten, wie früher gegenüber der Pforte. Als aber in demselben Jahr das Unerhörte geschah, dass englische und österreichische Kriegsschiffe die libanesischen Häfen beschossen und somit christliche Mächte, die von Christen und Drusen besetzten festen Plätze der Türkei zurückeroberten, als der greise achtzigjährige Emir Beschir auf ein englisches Kriegsschiff sich flüchtete, um nach Malta in's Exil zu gehen, brach die vollste Anarchie im Libanon aus. Drei Jahre lang schlugen sich Maroniten und Drusen im Gebirge und die Pforte hatte ihr Wohlgefallen daran, wusste sie doch, dass sie um so leichter wieder in den Besitz des Libanons komme, je geschwächer diese feindlichen Mächte aus dem inneren Kampfe hervorgingen. 1843 mischten sich die Westmächte wieder ein und kamen auf den unglücklichen Gedanken, die Pforte solle den Maroniten wie den Drusen je ihre eigenen Schechs geben. Diese Schechs waren Türken, die auf die christlichen Maroniten viel mehr drückten, als auf die Drusen, also dass 1859 die Maroniten des ganzen südlichen Libanons sich erhoben, ihre Dränger verjagten und den Türken überall die Zähne wiesen. Die Türken, in der grössten Noth, wussten keinen Ausweg mehr, als mit den Drusen sich zu verbinden. Achmet Pascha von Damascus liess in aller Stille die mächtigsten Drusen-Schechs zu sich rufen und versprach ihnen die Besitzungen der reichen Maroniten, wenn sie ihn im Kampfe gegen die Aufständischen unterstützten. Zugleich berief Achmet die Maroniten-Häupter und beredete sie unter den gleissendsten Versprechungen, ihre Waffen niederzulegen. Letztere gingen in die Falle. Kaum hatten die Maroniten die Waffen niedergelegt, so stürzten Türken und Drusen über die Wehrlosen her und metzelten im Serai von Deirelkamr (innerhalb derselben Mauern, wo 60 Jahre zuvor Emir Beschir seine sieben Vetter und Häupter der ersten Drusenfamilien hingemordet hatte) 600 streitbare Männer und ausserhalb des Serais in den Häusern der Stadt 1200 Männer, Weiber und Kinder nieder. Dieses erste Gemetzel im Libanon gab das Zeichen zum allgemeinen Kampf der Drusen gegen die Maroniten; 6000 wurden innerhalb weniger Tage in Damascus erschlagen, 1800 in Saida, der Tausende nicht zu gedenken, welche in den kleineren Dörfern vom Drusennachbar nächtlicher Weile überfallen wurden. Dutzende stolzer Emirsburgen fielen in diesen Tagen und allein nur dem raschen Eingreifen Napoleon's war es zu danken, dass

am zwanzigsten Tag nach dem Beginn der Metzeleien das Expeditions-corps unter General Beaufort in Beirut landete und unverzüglich in's Gebirge marschirte. Mit dem Erscheinen der Franzosen auf syrischem Boden hörten plötzlich alle Feindseligkeiten auf, die Franzosen brachten in Wahrheit den Frieden in die Berge, die Türken mussten alle den Libanon verlassen, ihr General Achmet Pascha wurde in Damascus gehenkt zur Sühne für die Greuel, die er verschuldet. Ein wohlthätiger Schrecken fuhr unter die Häupter der Drusen, die im Gefühl ihrer Schuld sich nicht mehr sicher fühlten, eine ganze Reihe von Drusen verliess das Land und zog im Laufe der folgenden Jahre Andere nach sich, so dass die Drusen heutzutage je mehr und mehr aus dem Libanon verschwinden, um ihre Hütten im Haurân zu bauen, dessen Unzugänglichkeit sie eben so in ihrer Unabhängigkeit und Freiheit schützt, wie der Libanon.

33) Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, dass die Wohnungen im Libanon nur die Imitation der natürlichen ursprünglichen Wohnungen des menschlichen Geschlechts der Höhlen und Grotten sind, wie solche zu Tausenden in den Bergen getroffen werden. Wenn es richtig ist, und kaum wird heutzutage noch daran gezweifelt werden dürfen, dass sich das menschliche Geschlecht aus den einfachsten und rohesten Zuständen allmählich an der Hand der Thiere und der Gewächse und mit Hilfe der Steine und Metalle von Stufe zu Stufe heraufgearbeitet hat zu Gesittung und Bildung, so hat man, wenn man an den ersten Aufenthaltsort der Menschen und deren Wohnungen denkt, keine andere Wahl, als die Höhlen und Grotten. In diesem natürlichen Schutz gegen die Unbill des Wetters, wie gegen den Brand der Sonne lebten die Ersten, die das Land betraten. In dem Schutze dieser Höhlen hat sich denn auch durch lange Jahrtausende hindurch die deutliche Spur des Menschen erhalten: seine rohen Werkzeuge aus Stein und Bein und die Abfälle seiner Nahrung, wie Knochen, Zähne, Schneckenhäuser, Muschelschalen u. s. w. Sobald sich die Familie in einer Höhle vergrösserte oder neuer Zuzug von Aussen her kam, wurde eine benachbarte Höhle aufgesucht und wenn auch diese nicht mehr ausreichte, wälzten die Menschen Steine zusammen, legten Block auf Block, anfänglich nur roh, später mit immer besserer Auswahl passender Blöcke, rissen Aeste und Zweige von den Bäumen,

welche das Dach der Höhle vorstellten und — der Steinkastenbau am Libanon ist fertig. Als später bei fortschreitender Cultur Werkzeuge aus Metall die Bearbeitung der Steine ermöglichten, wurden Quader gefügt und auf einander gelegt und die Stämme gefällt zur Bereitung des Dachs. Die Erinnerung an die ursprünglichen Wohnungen in den Höhlen und Grotten blieb aber doch so frisch, dass dieselben zu Orten der Zusammenkunft, später des gemeinsamen Gottesdienstes auserwählt wurden, die sie theilweise heute noch sind. Eine lange Reihe von Kirchen und Kapellen liesse sich aufzählen, die an eine natürliche Felsengrotte angebaut, diesen Raum für ihr Heiligthum benutzt haben. Andere gruben sich neben der natürlichen ersten Höhle neue künstliche Höhlen in den Kreidekalk, Sandstein oder Tuff, Arbeiten, in welchen sich namentlich die alten Einsiedler und Mönche ausgezeichnet haben, die sich Maulwürfen gleich in die Felsen einwühlten.

34) Einer der wohlmöglichsten Seidezüchter des Libanons ist Elias Heikel in Maálaka. Seine Wohnung, angelehnt an den Bergesrand wie fast alle Wohnungen, wird von der Bergseite aus betreten. Ein gewölbtes Thor führt durch einen Gang zwischen Esszimmer und Küche hindurch in einen Hofraum, der mit weissen Marmorplatten belegt ist. Besagter Hofraum ist auf der Thalseite durch eine Mauerbrüstung geschlossen, auf welcher vier schlanke Marmorsäulen sich zu drei Spitzbögen aufbauen, in der bekannten maurischen Kleeblattform. Die Säulen bilden weiter nichts als eine Arcade, unter welcher man den köstlichen Ausblick auf die brandende See und den schmalen Küstenstreif hat, der mit Maulbeerbäumen besetzt, zwischen dem Meer und dem Dorfe liegt. Auf jeder Seite des Hofraums finden sich nur die Gelasse des Hauses. Wir beginnen links mit der Küche. Mitten in derselben steht der Herd frei, Pfannen von Kupferblech und Eisenblech werden, wie es vor 50 Jahren noch allgemein im Schwabenland zu treffen war und heute noch in vielen Bauernküchen gesehen wird, von fingerslangen eisernen Armen festgehalten, die an einer festsitzenden eisernen Stütze angebracht sind. Einen Rauchfang gibt es nicht, dem Rauch steht es frei, durch welche Oeffnung er es vorzieht, die Küche zu verlassen. Neben der Küche sind zwei Vorrathskammern, grosse Oelkrüge, Weinkrüge, Fässer mit Oliven, Truhen mit Feigen, Weinbeeren in der einen, Milch,

Fett, Fleisch, Fische u. s. w. in der andern. Hiemit ist die Ecke des Baus erreicht, gegen Süden schliessen sich zwei Kammern an, darin die Mägde und die Frauen wohnen, auf welche die grosse Wohnstube folgt, die das zweite Eck einnimmt. In der Ecke ist ein schauerlich schönes, bemaltes Heiligenbild des heiligen Marun, an den Wänden sind schrankähnliche Stellagen angebracht, innerhalb welcher Bettstücke, Matrazen, Teppiche und Kissen aufgethürmt liegen, so dass in wenigen Minuten die grosse Wohnstube in Ein grosses Nachtlager verwandelt werden kann. Hiemit ist eine Hälfte des Hauses passirt: die andre, mit der dritten Ecke beginnend, zeigt zuerst den Salon. Er entspricht der gegenüberliegenden Wohnstube, von der er nur durch den Hofraum mit der Arcade getrennt ist. Im Salon stehen Pariser Möbel, ein Klavier, auf dem Niemand spielt, ein Cheminée mit Pendules, die nicht gehen, ein runder Mahagonitisch mit Wiener Stühlen. Eine an den Wänden fortlaufende Polsterbank, mit rothem Zeug behangen, mildert wieder den europäischen Eindruck, den die übrige Ausstattung des Salons macht. Photographien des Sultans, der Paschas und der jungen in Beirut gebildeten Söhne, sind zu beiden Seiten des Spiegels an die Wand gehängt. Auf der Nordfront des Hauses folgen nun, entsprechend der Südfront, die Zimmer des Hausherrn und seiner Söhne, verschiedene kleinere schmale Gelasse, von denen eines zur Abwechslung kein Dach hat und den Raum für eine Art Kunstgärtnerei bietet, bis schliesslich das Esszimmer die Reihe schliesst, womit wir wieder am Thore angelangt sind. Ich darf wohl zum Schluss auch noch anführen, dass das Haus zwar kein Watercloset besitzt, aber doch einen bedeckten Raum zwischen der Küche und der Kammer, in welchem eine ovale Oeffnung in der steineren Bodenplatte eine Gelegenheit bietet, welche man sonst vergeblich sucht und nur etwa hinter einer Mauer oder einem Gebüsch findet.

35) Das schönste alte Emirschloss im ganzen Libanon ist das des Drusenfürsten Said Bey Djombelat in Muchtára. Aus der Ferne gesehen gleicht es in Wahrheit einem Schloss im Märchenbuch. Angesichts der schneebedeckten Häupter des Baruk und Niha, an deren Fuss die schwarzen Punkte der Wachholder-Cypresse (mit Cedern verwechselt) gegen den Schnee sich abheben, baut sich an steilem Bergegehäng auf riesigen Substruktionen von übereinander

erbauten Gewölben, zunächst der grosse weite Hofraum des Schlosses auf, die Spielburg des Mittelalters. Von der Höhe des Berges stürzt sich ein klarer Gebirgsbach schäumend in einem künstlichen Felsenbett zur Spielburg herab, in welcher verschiedene Bassins das Wasser aufhalten, das schliesslich zwei Mühlen treibt in den Gewölben des Unterbaus. Auf dem Schlosshof gegen die Bergwand hin erheben sich nun schlanke Säulen, Hallen bildend und auf den Hallen wieder neue Säulen und Hallen, fünf Stockwerke übereinander, immer zarter und schlanker werden die Säulen, das ganze ein luftiger durchbrochener Bau, an den Ecken Erker und Söller, dazwischen abwechselnd Plattformen mit üppigen Gewächsen. Der Hintergrund des Schlosses, die Bergwand, ist so weit man schaut, mit grünen Laubbäumen und Buschwerk besetzt, während im Hofraum schlanke Cypressen in steifer Ruhe prangen. Wohl 50 Gemächer zählt das Schloss, die von den Hallen aus betreten werden! Frauengemächer, Dienstwohnungen, Küchen, Speicher und Kammern sind gegen den Berg gelegen, in welchen das ganze Schloss so zu sagen hineingebaut ist.

36) Es dürfte vielleicht die geneigten Leserinnen dieser Blätter interessiren, die gebräuchlichsten Frauennamen im Libanon zu erfahren. 1. maronitische Namen: Rausa (Blume), Ouarde (Rose), Jesmin (Jasmin), Almas (Diamant), Smoro (Smaragd), Schaems (Sonne), Malaki (Königin), Manira (die Leuchtende), Batijah (die Allerschönste), Latifeh (die Deliciöse), Nechibe (die Gnädige), Amine (die Treue), Nasra (die Berühmte), Purbára (die Heilige), Schehine (der Adler), Saide, Sada (die Herrin), Nassle (die Elegante), Nesime, Fatime, Tabla, Raschina, Haend (deren Bedeutung ich nicht erfahren konnte). Gaettrin, Sabette, Annette, Marian, Mirian sind die bekannten Namen: Catharine, Elisabeth, Johanna, Maria. 2. Die Drusen-Namen, die ich bei der Abgeschlossenheit der Drusenfrauen nur durch den Mund meiner männlichen Begleiter erfuhr, ohne ihren Sinn zu verstehen, sind: Hamda, Chasúa, Salna, Machmúdi, Chadusch, Chadischi, Suleima, Saina, Haischi, Chaúla, Sichredána, Selma, Naeschime, Schaeddrim, Fatme, Gurrha, Hassni, Haeddla, Daesch, Hawáka, Daemimi, Moi, Lánis, Raja, Ronschus.

37) An und für sich wären die Steuern, welche dem Libanesen auferlegt sind, ausnehmend gering, wenn nicht der Willkühr und

Gewaltthätigkeit der Steuerbeibringer so grosser Spielraum gelassen wäre. Die nachfolgenden Notizen verdanke ich meinem Begleiter Elias Eddi, der Jahrelang als Steuereinnehmer im ganzen Libanon herumkam, überall selber gekannt ist und die Vermögensverhältnisse einer grossen Anzahl Libanesen genau kennt. Die Grundsteuer wird nach Dramen erhoben, eine Drame ist ein geschätzter Grundwerth von 6000 Piaster und zahlt jährlich $19\frac{1}{2}$ Piaster, d. h. der Besitz eines Grundwerthes von Mark 1100. verpflichtet zur jährlichen Steuer von Mark 3. 50 Pf., dazu kommt eine Kopfsteuer von 12 Piaster (Mark 2. 15 Pf.), die vom 14 Jahre an jeden gesunden Mann trifft, bis er alterschwach und arbeitsunfähig wird. Der Schech, der die Steuer festsetzt und einzieht, darf auf 1000 Piaster eingezogener Steuer 25 Piaster schlagen. Diese Provision bildet die Besoldung des Schechs, die er selbst beim Steuerzahlenden erhebt, dazu muss jeder Libanese vier Tag im Jahr zu öffentlichen Arbeiten sich unentgeltlich verwenden lassen. Ganz steuerfrei ist nur der Clerus, der blos indirekt, z. B. durch Anlehen an die Regierung u. dgl. zur Mitleidenschaft beigezogen wird. 40 Dörfer im Libanon sind Domänen, von welchen der Pascha den dritten Theil der Erträgnisse einzieht.

38) Das Tätowiren von Händen und Armen ist bei beiden Geschlechtern ganz allgemeine Sitte und heisst: »Datt«. Es gibt sich mit diesem Geschäft eine ganz eigene Klasse von Männern und Weibern ab, die darauf eingeübt sind, mittelst Nadelstichen aller Art Zeichen und Zeichnungen in die Haut zu machen und hernach mit Blaufarbe einzuätzen. Der civilisirte Araber von guter Familie enthält sich neuerdings des Tätowirens, schämt sich auch in europäischer Gesellschaft seiner blauen Hände, aber trotz dem werden die Kinder der Emire vielfach gegen den Willen der Eltern überredet, die Procedur mit sich vornehmen zu lassen und einmal vollbracht, ist eine Verwischung der Zeichnung ein Ding der Unmöglichkeit. Zur Zeit sind alle Emire, Prinzen und Prinzessinen, Kaimakane und Mudire noch dick voll bemalt. Irgend eine tiefere, religiöse Bedeutung ist dieser Gewohnheit kaum beizulegen, ob man auch vielfach heilige Symbole auf der Hand eingeätzt findet. Tätowirt sind Drusen und Maroniten, Moslems und Griechen, ohne jeden Unterschied der Religion und Confession. Bei Moslems und Drusen sieht man allerdings mit Vorliebe den Halbmond und die Sterne

verwerthet und maurische Arabesken. Bei den Christen herrscht das Kreuz vor, oder geht von einer schwebenden Taube, einem Kelch oder Monstranz auf dem Arm, oberhalb der Handwurzel beginnend, ein Gitterwerk voll Sternlein und Kreuzlein über die Hand hin. Mit Vorliebe ist die Zeichnung über die Mittelhandknochen gelegt und verläuft auf der Aussenseite der Fingerglieder mit drei und zwei Tupfen. Die Hände einer Prinzessin sind mit grosser Sorgfalt wirklich zierlich bemalt, bei den Männern sieht man gekreuzte Säbel, Flinten, Pistolen und den heiligen Georg u. s. w. Datum der Geburt, Name, Heimat wird gleichfalls häufig getroffen.

39) Die Löhnung eines Soldaten beträgt monatlich 120 Piaster (Mark 21. 80 Pf.), der Cavalerist bezieht monatlich 320 Piaster (Mark 58. 20 Pf.), der Lieutenant hat 600, der Capitän 800, der Colonel 1000 Piaster per Monat.

Inhalt.

I. Die Hinreise.

	Seite
Triest. Monte Spaccato. Steinbruchindustrie	1
Am Bord des Espero. Reisegefährten. Paxos. Ithaka. Kephalaria. Morea. Die homerische Welt. Zakynthos. Kreta	2
Ein Tag in Alexandria. Veränderungen in der Stadt. Das Standbild Mehemet Ali's. Spaziergang nach Mex. Weingärten. Blühende Bananen	6
An Bord der Venus. Sechs Stunden in Port Said. Cementbestat- tung. Der Leuchthurm. Die Wüste. Jaffa. Die Colonisten. Ankunft daselbst. Empfang	11

II. Der Aufenthalt im Libanon.

Baabda. Die Truppen. Gerichtsverwaltung. Djéba. Im Hause eines Deutschen. Meteollis. Zum Nebi Safé. Die Quellen des Awali. Basalte. Bei den Drusen. Die Reisebegleiter. Gastfreundschaft. Diner	16
Unter dem Zelt. Die Wasserleitung von Beirut. Zu den Quellen des Hundsflusses. Prähistorische Höhlenwohnungen. Der Weinbau im Libanon. Behandlung der Reben. Noahwein .	23
Von Baalbek zu den Cedern. Grösse und Alter der Bäume. Der Boden, auf dem sie wachsen	32
Unter den Maroniten. Bischof Jussuf. Klostergeologie. Leben der Mönche. Die Fische von Hakel. Die Inschriften am Hunds- fluss. Ende der Expedition	37

III. Die Heimreise.

An Bord der Diana. Cypern. Einst und jetzt. Rhodus. Hic Rhodus hic salta. Im türkischen Archipel. Sime. Kos. Samos. Chio. Smyrna. Handel von Smyrna. Meteline. Tenedos. Schlie- mann's Ausgrabungen. Dardanellen. Schluss	43
--	----

IV. Studien über den Libanon nach der Reise.

	Seite
Der geographische und der politische Libanon. Der climatische Wechsel. Das Fehlen von Wiese und Wald	54
Physiognomik des Landes. Die Palme. Der Feigencactus. Der Oelbaum. Der Feigenbaum. Der Maulbeerbaum. Duftige Kräuter. Gartenpflanzen. Entwaldete Steppe. Der Cedernhain. Ende der Vegetation	58
Die geologischen Verhältnisse des Libanon. Rundschau. Prähistorische Schichten. Formation der Kreide. Basaltit und Melaphyr. Braunkohlen. Bernstein und Bitumen. Oberflächegestaltung des Gebirgs. Schichtenaufrisse. Felsenspalten . . .	65
Das Volk im Libanon. Zahl der Bevölkerung. Religiöse Erscheinungen. Maroniten. Griechen. Jacobiten. Protestanten. Drusen. Moslems. Meteollis. Ismailiten	68
Die Wohnungen im Libanon. Baustyl der Steinkästen. Häuser der Reichen. Schlösser. Kleidung und Tracht. Das weibliche Geschlecht. Schleier. Schuhe. Das Nargileh	74
Die socialen Verhältnisse. Der Clerus. Die Klöster und Mönche. Ihre Kleidung, Nahrung und Beschäftigung. Der Adel und das Militär	78
Noten	85





Fraas, Oscar,

Drei Monate am Libanon

Stuttgart 1876

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.339-b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449569-6